

**Zeitschrift:** Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

**Herausgeber:** Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

**Band:** 89 (1993)

**Heft:** 1

**Buchbesprechung:** Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

**Autor:** [s.n.]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 22.01.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

**Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres**

SABRA J. WEBBER: *Romancing the Real. Folklore and Ethnographic Representation in North Africa*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press 1991. XXV, 231 S., Appendix, Literaturverzeichnis, Index, 7 Fotos, 6 Karten.

Der Maghreb, das ehemalige französische Kolonialgebiet Nordafrikas, und darin insbesondere Tunesien, ist der Schauplatz dieser ambitionierten Studie der amerikanischen Folkloristin Sabra J. Webber. Seit 1967 hat sie die Kleinstadt Kelibia am tunesischen Cap Bon wiederholt besucht, zuerst als Entwicklungshelferin, später als Ethnographin. Aus mehr als zwanzig Jahren der Erfahrung mit den unterschiedlichen Diskurswelten der tunesischen Stadtwelt, dem amerikanischen *Academia* und der französischen postkolonialen Auseinandersetzung mit Nordafrika erwuchs eine Arbeit, die Denkanstöße der unterschiedlichsten Art in sich vereint.

Ein Eingangskapitel beschreibt die Stadt Kelibia aus der Sicht der vielen kolonialen Besetzungen, die sichtbar und spürbar in Stadt und Landschaft verbleiben. Webber setzt so einen Erwartungshorizont, in welchem sowohl die Analyse der lokalen Erzählungen wie auch ihre eigenen wissenschaftsgeschichtlichen «Ausgrabungen» Platz finden – und dass die Arbeit von Michel Foucaults intellektueller «Archäologie» mitgeprägt wurde, zeigt sich bereits im mehrdeutigen Titel.

Die zwei längsten Kapitel befassen sich mit *Hikayat* – historischen Sagen und Legenden, die vornehmlich von Männern erzählt werden. Von der Fachliteratur zur arabischen Folklore mit Sammlungen von Märchen und Epen vertraut gemacht, entdeckte Webber, dass historisches Erzählen ein wichtiger Teil der lokalen Erzählkultur war. Es gehört zu Kelibias «Alltagsfolklore», ist unpräzise im Erzählstil und eingebaut in Alltagsgespräche. Die Geschichten von Helden, Heiligen und Clowns vermitteln lokale Werte und Anschauungen; sie haften an geographischen Fixpunkten und machen so die Landschaft zum spirituellen Eigentum der Gemeinde. Die *Hikayat* sind ausserdem ein Medium, in welchem soziale und politische Veränderungen durchdacht werden können. So behandeln mehrere *Hikayat*-Beispiele Begegnungen zwischen Gemeindemitgliedern und Kolonisten und feiern dabei oft den Witz oder die Beharrlichkeit der Einheimischen, sich gegen den Fremden – oft unter Anrufung lokaler Heiliger – durchzusetzen. Webber wird dem Genre ganz in der Manier des amerikanischen Performanz-Ansatzes in zwei gründlichen Kapiteln zu Text und Kontext gerecht, wobei auch mehr als dreissig Texte in Übersetzung eingegliedert und analysiert werden. Zwei weitere Texte in tunesischem Arabisch mit englischer Übersetzung finden sich im Appendix.

Doch beschäftigt Webber weit mehr die Funktion der *Hikayat*, kulturellen Wandel zu verdauen oder auch sich politisch unwillkommenen Veränderungen zumindest ästhetisch zu widersetzen. Diese dynamische Kraft der expressiven Kultur wurde, in Webbers Erfahrung, von der französischen Literatur über den Maghreb völlig negiert. Vielmehr schien Folklore (sowohl der Begriff wie auch diejenigen, die sich damit analytisch befassen) als archaische, fatalistische, den Fortschritt hemmende Instanz angesehen worden zu sein. So fand sich Webber, die Amerikanerin, einmal in einem Kreis von französischen Ethnographen, wo sie als «Folkloristin, aber nicht im üblichen Sinne» vorgestellt wurde.

Erfahrungen wie diese haben die Studie wesentlich geprägt und führten zum vierten Kapitel dieses Buches, das den idealistischen Titel «In Defense of (Maghribi) Folklore» trägt. Webbers Ziel besteht hier darin, die intellektuelle Entwertung der mündlichen Tradition zu stoppen. Von kritischer Auseinandersetzung mit Pierre Bourdieus Klassiker zu den Kabylen über gezielte Versuche, die neue amerikanische Ethnographiekritik (mit Autoren wie J. Boon, J. Clifford, M. Fischer, G. Marcus und S. Tyler) in ihren Ansatz einzubauen, argumentiert Webber, dass Erzählungen wie die *Hikayat* geradezu ideale Einstiege in eine neue, postkoloniale ethnographische Praxis böten. Tradition ist nicht Stagnation, meint sie, Tradition und Veränderung sind vielmehr ineinander verschlungen.

Ob Kulturanthropologen aus Frankreich oder anderswoher Webbers Argumenten Glauben schenken werden, wird sich zeigen. Das starke Engagement der Autorin, ihre Präsenz sowohl im reportierenden wie auch im analytischen Teil, tragen wesentlich zur Lesbarkeit des Buches bei. Die Unebenheiten der Kapitel zeugen einerseits davon, dass hier vielleicht zuviel in ein Buch hineingepackt wurde; andererseits belegen sie, dass im gegenwärtigen Klima der ethnographischen Demontage der Versuch, allen reflexiven Anforderungen gerecht zu werden, sowohl Mut wie schriftstellerische Erfindungsgabe erfordert.

*Regina Bendix*

VERONIKA GÖRÖG-KARADY/MICHÈLE CHICHE (Eds.): *D'un conte... à l'autre: la variabilité dans la littérature orale. From One Tale... to the Other: Variability in Oral Literature*. Paris: Ed. du CNRS 1990. 603 p. (Colloques Internationaux du Centre National de la Recherche Scientifique).

Man kann in den verschiedenen Epochen der Erzählforschung, aber auch den verschiedenen sozialen, psychologischen oder gar ideologischen Interessen und Einstellungen entsprechend u. a. zwei herausragende Richtungen beobachten, die sich teilweise historisch ablösen, teilweise aber auch gleichzeitig miteinander konkurrieren: Einerseits wird in den Erzählungen nach verschütteten Mythen, nach Urformen, nach einem Urtyp oder nach Archetypen (im Märchen nach der Urform der Dichtung überhaupt) gesucht, andererseits aber gilt das Interesse den in einem konkreten soziokulturellen Raum immer wieder neu aktualisierten, neu erzählten Geschichten. Die kognitive und methodische Verschiedenheit in der Forschung kann politisch-gesellschaftliche oder aber fachbedingte Gründe haben: Während die Suche der Brüder Grimm etwa nach einer deutschen Mythologie nationalpolitisch motiviert war, hat die Finnische Schule mit der geographisch-historischen Methode sich eine solide stoffliche Grundlage für die in Entwicklung befindliche Disziplin der Märchenforschung schaffen wollen.

«Il est bien connu que le folklore n'existe que dans les variantes»: Diese Feststellung hätte als Leitsatz vor der in Paris 1987 unter dem Titel «La Variabilité dans la littérature orale. Genres narratifs – Afrique, Europe» abgehaltenen Tagung stehen können. Während die psychologische Märchenforschung unserer Tage durch die Suche nach ahistorischen und konstanten Modellen der Konfliktbewältigung und der Individuation charakterisiert werden kann (die Methode der «Amplifikation» der Jungschen Schule beispielsweise braucht auch nur deshalb möglichst viele Erzählvarianten, weil sie damit die Gültigkeit der von ihr postulierten archetypischen Bilder beweisen will), zeichnet sich die ethnologische, volkskundliche und kulturhistorische Erzählforschung durch eine Sensibilität für historische, gesellschaftliche, geschlechts- und ethnospezifische Änderungen und Wandlungen aus. Dies wird aus dem vorliegenden Kongressband ersichtlich, der laut Herausgeberin u. a. durch eine methodische Annäherung zwischen Afrikanisten und europäischen Erzählforschern gekennzeichnet ist.

Obwohl Frau *Görög-Karady* hier wie andernorts mit Recht gegen eine Annahme von Idealtypen und gegen das Messen der Leistungen einzelner Erzähler an solchen idealtypischen Texten ins Feld zieht (zur Diskussion vgl. den Aufsatz von D. Ben-Amos in *NIF Papers* 2, 1992: Do We Need Ideal Types [in Folklore]?), kann man aus den vorliegenden Beiträgen, welche u. a. die historischen, textuellen, linguistischen, semantischen und funktionalen Variationen untersuchen, ersehen, dass die erzählerische oder medienübergreifende Kreativität auf dem Gebiet der Folklore vornehmlich in der Variation möglich ist. Die Varianten werden in einem ständigen Prozess des (schriftlichen und mündlichen) Erzählens und der Rezeption beobachtet, die sich gegenseitig bedingen, kontrollieren und ermöglichen. Der Prozess selber wird untersucht u. a. inter-ethnisch, vor verschiedenen kulturellen Kulissen, historisch (etwa: mündliche Stoffe in der mittelalterlichen Literatur oder umgekehrt: schriftliche Grundlagen moderner Sagen) und geschlechtsspezifisch (der gleiche Erzähltypus von männlichen bzw. weiblichen Erzählern vorgetragen oder mal mit weiblichem, mal mit männlichem Helden erzählt). Das Interesse gilt auch dem gleichen Erzähler/der gleichen Erzählerin, die zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten oder vor wechselndem Publikum erzählen. Bemerkenswert ist auch die vergleichende Methode, welche drei Varianten eines Märchentyps (*Mädchen sucht seine Brüder*, AaTh 451) in den *Kinder- und Hausmärchen* untersucht.

Es konnte an diesem Kongress auch nicht ausbleiben, dass die Reaktualisierung traditioneller Stoffe in modernen Sagen sowie die Variationen zwischen Generationen von Traditionsträgern erörtert wurden. Die diesbezüglichen Varianten beweisen nicht nur historische Wandelbarkeit, sondern zeigen auch die bleibende Aktualität einzelner Themen. Durch Modernisierung und kulturelle Adaptation alter oder fremder Stoffe gewinnen die Erzählungen zudem an «Authentizität». Die Sammler- und Erzählpersönlichkeiten, ihre historisch und individualpsychologisch beeinflussten Auswahlprinzipien bestimmen ferner die Variationen der Repertoires.

Geschichtlich bedingt sind auch Bewegungen vom mythischen zum historischen Weltbild des gleichen Erzählzyklus. Ebenfalls in einem Säkularisierungsprozess werden Mythen einer Stammeskultur unter dem Einfluss der Christianisierung zu Tiererzählungen «reduziert», während bei verschiedenen Ethnien sich abweichende sozio-kulturelle Aussagen des gleichen Erzähltyps manifestieren.

Bei über vierzig Beiträgen aus vier Kontinenten (mit ein Grund dafür, warum hier keine Verfasserin, kein Verfasser namentlich erwähnt wurde) möchte man nur zögernd beanstanden, dass die modernen Adaptationen von Volkserzählungen in den verschiedenen Nicht-Folklore-Gattungen sowie in den gedruckten und elektronischen Massenmedien kaum Erwähnung fanden, obwohl sich diese Art von Variation durch eine kaum zu überbietende Kreativität auszeichnet. *Katalin Horn*

STEFAN FRYBERG: *Bretter, die die Schweiz bedeuten. Von den Anfängen der Tellspiele* Altdorf. Altdorf: Gisler Druck 1991. 128 S.

Als Historiker, freischaffender Schriftsteller und vormaliger Mitspieler war Stefan Fryberg geradezu prädestiniert, Interessantes und Unterhaltsames zu den Anfängen der Tellspiele in Altdorf zusammenzutragen. In diesem schmalen, hübsch aufgemachten Band zeichnet er ein journalistisch gefärbtes Portrait der Altdorfer Lebenswelt in den 1890er Jahren und der Rolle, die hierin Tell, Kisslings Altdorfer Telldenkmal sowie Schillers *Wilhelm Tell* spielten. In Frybergs Augen erwuchs die seit 1898 existierende Tellspielgesellschaft aus einer Mischung von (lokal-)patriotischem Feuer, Unternehmungseifer und einer gehörigen Portion Verärgerung – letzteres weil Schwyz, nicht Uri, als Stätte für die Sechshundert-Jahr-Feierlichkeiten der Eidgenossenschaft gewählt worden war. Das Bedürfnis, die Stellung Uris in der Mythologie der Eidgenossenschaft erneut ins Zentrum zu rücken, ermöglichte es denn auch, dass Männer, die in Alltag und vor allem Politik höchst unterschiedliche Meinungen vertraten, gemeinsam das grosse, sehr kostspielige Unternehmen der Tellspiele mitsamt Theaterbau anpackten und auch erfolgreich durchführten. Die allsonntäglich brüderlich erhobenen Schwurfinger auf der Bühne standen oft in krassem Gegensatz zu harten Differenzen zwischen Konservativen und Liberalen in Sachen Urner Wirtschaftspolitik – Umstände, die zwar im Rückblick ein Lächeln hervorrufen, die aber, wie auch Fryberg durch die Blume andeutet, durchaus in Theatergesellschaften der Gegenwart zu pikanten Paradoxien führen können.

Durch geschicktes Verweben von Berichten zur Politik der Jahrhundertwende aus der Lokalpresse, Auszügen aus den Protokollen der Gründerjahre der Tellspielgesellschaft sowie Theaterkritiken der ersten Spielsaison gelingt es Fryberg, einen originellen Einblick in die Kulturpolitik jener Jahre zu vermitteln. Das Büchlein offeriert im übrigen interessante Anstösse für Volkskundler sowohl zur Quellenlage wie auch der lokalen Bedeutung von grossangelegten, sich auf Tradition berufenden Anlässen, wie sie Altdorfs Laienbühne darstellt. *Regina Bendix*

HELMUT FISCHER: *Der Rattenhund. Sagen der Gegenwart*. Köln: Rheinland-Verlag 1991. 184 S. (Beiträge zur rheinischen Volkskunde, 6).

Helmut Fischer, ausgewiesener Empiriker unter den volkskundlichen Narrativisten, legt jetzt eine Anthologie mit sogenannten «neuen» Sagen vor. Die Erhebung der Erzähltexte erfolgte in den Jahren 1975–1990 im Rahmen eines Feldforschungsunternehmens zum «Erzählgut der Gegenwart». Das Untersuchungsgebiet umfasst die sogenannte Rhein-Ruhr-Schiene, den bevölkerungsreichen, stark verstäderten, zum Teil indes noch ländlich geprägten Raum zwischen Bonn und Dortmund. Ziel war es, «die gegenüber dem «alten» Erzählen veränderten «neuen» Erzählinhalte und Erzählweisen am Beispiel der Sage zu dokumentieren» (S. 13). Fischer richtet sein Interesse also nur auf ein Segment der heutigen Erzählwirklichkeit, und nach seiner Auffassung verdienen Sagen «besondere Beachtung, werden sie doch mit dem Anspruch auf Glaubwürdigkeit erzählt» (S. 11). Abgesehen davon, dass die Wahrheitsbewertung der Sage eine höchst komplexe Angelegenheit darstellt – sie reicht von absoluter Gläubigkeit bis hin zur protestartigen Ablehnung – und alters-, schicht- und konfessionsspezifischen Faktoren unterworfen ist, darf das Sagenerzählen nicht als wichtiger Ausschnitt der Erzählwirklichkeit bezeichnet werden, wenn weder über den Stellenwert von Alltagserzählung noch von Klatsch und Gerücht in der Analyse gegenwärtiger Erzählkultur reflektiert wird. Gerade diese Ausblendungen bezeugen einmal mehr die Langzeitwirkung des seit der Frühromantik vorgegebenen Sammlungsmusters.

Im Laufe seines Unternehmens sprach Fischer mit mehr als 200 Erzählern und Erzählerinnen aus allen Alters- und Berufsgruppen; viele verfügten über ein Repertoire von mehr als einem Erzählstück. Obwohl alle Gewährleute mit Alters- und Berufsangaben erscheinen, hätte man gerne

gewusst, wie sich zum Beispiel die Kontaktnahme zwischen dem 35jährigen Schlosser aus Duisburg (S. 148) und dem Sammler gestaltete. Sprach er ihn in der Werkstatt an? Traf er ihn mit Kollegen in der Kneipe? Fischer suchte möglichst viele Erzählorte auf: öffentliche Plätze wie Bahnhof und Wartezimmer sowie Kneipe, Büro und private Wohnungen, wo Geburtstagsfeiern und Partys stattfanden. Leider geht aus dieser Aufzählung nicht deutlich hervor, wo es sich um spontane Performanzen handelt, auf die der Sammler nach seinen Angaben als teilnehmender Beobachter stiess (S. 13), oder wo die Erzähler allein oder in einer geselligen Runde (S. 50) bloss auf (Suggestiv-)Fragen des Sammlers antworteten (S. 13). Das Ergebnis belief sich auf rund 500 Geschichten, wobei 155 Beispiele (153 Tonbandaufnahmen, 2 Nachschriften) zum Druck gelangten. Die Auswahlkriterien bleiben im dunkeln. Fischer wählte für seine Texte die inhaltliche Anordnung und fasste je 7 Erzählungen in 17 schematischen Abteilungen zusammen, womit gleiche Motive miteinander verbunden werden. Eine weitere Gruppe mit 36 Rattenhund-Texten zeigt die Fülle oraler Varianten, während zehn Versionen der «schwarzen Frau», einer unheimlichen Anhalterin, die starke Verbreitung der «neuen» Sagen in Zeitungen und Zeitschriften exemplarisch belegen.

Ein traditionelles, von der kommunikationsorientierten Folkloristik überholtes Betrachtungsmuster bestimmte demzufolge auch die Präsentation der Materialien: «Texte, die mündlichen Erzählvorgängen entstammen, müssen in eine Ordnung gebracht werden, die nichts mit dem ursprünglichen Erzählgefüge zu tun hat» (S. 15), und auf derselben Seite erscheint ein weiterer Schlüsselsatz: «Jede Geschichte ist in ein Erzählgefüge eingeordnet, das nicht in vollem Umfang abgedruckt werden kann.» Statt der Auflistung ins Spiel gebrachter narrativer Strategien, die die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf sich lenken sollen, oder der Beschreibung mitteilungsstimulierender Objekte erhalten wir aus der lebendigen Gesprächswirklichkeit herausgefilterte Texte. Erlebt die Jagd auf Mythen-Antiquitäten von anno dazumal eine unzeitgemässe Reaktualisierung in der Jagd auf Spinnen in Yuccapalmen? Es stimmt nachdenklich, dass die Sammler «neuer» Sagen so wenig von den kontextbezogenen Arbeiten produktionshistorisch arbeitender Kollegen und Kolleginnen gelernt haben.

Im Gegensatz zu anderen Sammlern verzichtet Fischer auf von Beiträgern eingesandte Materialien sowie auf jegliche stilistische Eingriffe, beschreitet also hinsichtlich der Authentizität progressive Pfade. Dasselbe gilt für die einfühlsamen, aus der Sozialpsychologie geschöpften Textkommentare sowie die jeden Einzeltext erschliessenden Literaturangaben. *Ursula Brunold-Bigler*

MARIANNE RUMPF: Perchten. Populäre Glaubensgestalten zwischen Mythos und Katechese. Würzburg: Königshausen und Neumann 1991. 280 S., 48 s/w Abb., 16 Farbtafeln, Literatur- und Quellenverzeichnis, Orts-, Personen- und Sachregister. (Quellen und Forschungen zur Europäischen Ethnologie, 12.)

Vor etwa dreissig Jahren kamen der Berlinerin Marianne Rumpf erste Zweifel, was die gängigen Interpretationsansätze für die alpenländischen Perchtenbräuche betrifft. In der Hoffnung, dass ihre geographische und vermutlich auch emotionale Distanz zu diesem Brauchkomplex einer nüchternen Erkundung des Ursprungs dieses Brauches zuträglich sein würde, hat sie sich während der letzten Jahrzehnte eingehend mit der Perchtenliteratur befasst. Sie verfolgt insgesamt drei Ziele: Die Darstellung der (Frau) Perchte in Erzählung und Volksglauben, die Erfassung der Perchtenläufe im Pongau, sowohl in ihrer historischen wie in ihrer gegenwärtigen Form, und eine kritische Auseinandersetzung mit den bisherigen Interpretationsansätzen. Auf der Basis handschriftlicher mittelalterlicher Quellenmaterialien, «die in vielen Perchtenuntersuchungen stark vernachlässigt worden sind», sollen «neue Erkenntnisse» erarbeitet werden, die die «bisherigen Interpretationen ad absurdum führen» (S. 12). Das Ziel der Studie ist also sehr hoch gesteckt, und es ist deshalb auch verständlich, wenn nicht alle Erwartungen erfüllt werden.

Der erste Teil, der sich mit der Perchtengestalt in Sage und Glauben im ganzen alpenländischen Raum befasst, zeigt deutlich, dass die Figur mit hohen kirchlichen Feiertagen assoziiert war, und dass es sich nicht um einen Namen aus «grauer, germanischer Vorzeit» handelt, sondern noch am ehesten um eine Umbenennung von Göttern der griechisch-römischen Mythologie. Auch was die brauchtümliche Inszenierung der Perchten anbelangt, gelingt der Autorin die «Vertreibung» der Interpretationen, die sich auf urgermanische Fruchtbarkeits- oder Vegetationsriten berufen. Ihre Quellen deuten auf seitens christlicher Autoritäten umbenannte römische Kalenderfeste.

Der zweite Teil, der sich mit den Perchten in ihrer gegenwärtigen Form sowie der bisherigen wissenschaftlichen Erfassung des Brauches befasst, tendiert teilweise in dieselbe interpretative Richtung, ist jedoch mit diversen Unklarheiten befrachtet. Die Brauchbeschreibungen selbst scheinen zu einem kleinen Teil auf eigener Beobachtung zu basieren, doch fehlt jeglicher Hinweis auf Erhebungsmethoden. Hauptsächlich werden jedoch Beschreibungen aus der Literatur beigezogen, wobei sich die Autorin hier auf Forscher beruft, die sie anderweitig kritisiert, und auch hierzu fehlen die methodischen Überlegungen.

Die Prämisse des Werkes, mit alten Ansätzen endgültig aufzuräumen, glückt nur teilweise. Obwohl fast durchwegs im Konjunktiv zusammengefasst, finden sich die Vegetations- und Fruchtbarkeitsthese trotzdem in grösster Ausführlichkeit wieder, und eine klarer formulierte Kritik wäre notwendig gewesen, um die Absage zu verdeutlichen. Unbeantwortet bleibt so auch die Frage, weshalb die spekulativen Ursprungsinterpretationen wissenschaftlich – ob populär oder akademisch – sich solcher Beliebtheit erfreu(t)en. Liefern Wissenschaftler grundsätzlich Interpretationen, die ihre Zeitgenossen gerne hören? Erklärt dies dann auch, weshalb sich in Rumpfs abschliessender eigener Interpretation zu den Perchten der Gegenwart ein kulturkritischer Folklorismusansatz und Otto Königs Version kulturethologischer Erklärungen (die die Perchten als männliches Imponiergehabe deuten) die Waage halten?

Das Lektorat und die Durchsicht der Druckfahnen hätten vielleicht mit etwas mehr Sorgfalt durchgeführt werden können. Das Ausmerzen typographischer Versehen gehört zwar auch nicht zu meinen Stärken, und solche Fehler tun letztlich auch dem Inhalt eines Werkes keinen Abbruch. Es werden sich aber sicher auch noch andere daran stören, dass van Gennep auf den Vornamen «Adrian» umgetauft wurde. In Text und Fussnoten finden sich Verweise auf Otto König, in der Literaturliste hingegen findet man den Namen als «Koenig». Problematisch ist auch die Unterteilung von Personenregister und (titellosem) Sachregister. Das erstere beinhaltet nicht nur Autorennamen, sondern auch Sagen- und Brauchfiguren wie Feen, Vegetationsdämonen oder bestimmte Masken wie Kiaweib, Roitscheggete oder Rösslreiter, auf welche dann aber im Sachregister, wozu sie ja im Prinzip auch gehörten, nicht verwiesen wird. Eine Zusammenlegung der beiden Register wäre vermutlich zweckdienlicher gewesen.

Marianne Rumpfs Arbeit stellt durchwegs interessante Fragen. Ihre Studie zeigt, wie schwierig es heute geworden ist, den komplexen historischen, politisch-ökonomischen und wissenschaftsgeschichtlichen Dimensionen wiederbelebter aber auch durchaus *erlebter* Brauchaufführungen gerecht zu werden.

*Regina Bendix*

RUTH E. MOHRMANN: Alltagswelt im Land Braunschweig. Städtische und ländliche Wohnkultur vom 16. bis zum frühen 20. Jahrhundert. 2 Bände. Münster: Coppenrath 1990. XXII, X, 806 S., Abb. (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 56: 1/2).

Die Habilitationsschrift von Ruth E. Mohrmann beschäftigt sich mit historischen Einrichtungsformen und Wohnwelten, also mit einem Thema, das in einer guten volkskundlichen Tradition steht, das – wie auch andere Bereiche der Sachkultur – in der neueren volkskundlichen Forschung in vieler Hinsicht jedoch an den Rand gedrängt scheint. Mit Recht weist die Verfasserin deshalb darauf hin, dass eine nach Kulturstilen vergangener Lebenswelten fragende Alltagsgeschichtsforschung sich mehr noch als bisher dieses Schlüssels der «Sachwelt» bedienen muss.

Als zentrale Quelle für ihre Untersuchung der Entwicklungen vor allem im Bereich der Wohn-, Tisch- und Esskultur im «Land Braunschweig» in der Zeit von der Mitte des 16. bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts dienen einige hundert Inventare, also detaillierte Besitzverzeichnisse über Kleider und Hausrat, die im Zusammenhang mit Nachlass- und Vormundschaftsangelegenheiten erstellt wurden. Es handelt sich dabei somit um eine «serielle Quelle», in der nach einem relativ festen Schema eine Fülle von Einzelinformationen enthalten ist, die nur mit Hilfe computergestützter Datenerfassung und -auswertung bewältigt werden kann. Die sich daraus ergebenden inhaltlichen wie methodischen Probleme werden am Beginn der Arbeit auch ausführlich diskutiert und die in Verbindung von quantifizierenden Verfahren mit qualitativ-hermeneutischen Analysen beschrittenen Wege schlüssig begründet.

Zentrales Anliegen der Studie ist es, im Bereich der sächlichen Alltagskultur die Entstehung und Verbreitung von Wohnmustern zu rekonstruieren, wobei zum einen besonders städtisch-ländliche

Diffusionsprozesse, zum andern Zusammenhänge zwischen dem sozioökonomischen Status bestimmter Berufsgruppen und deren materiellem Repräsentationsverhalten untersucht werden sollen. Letztlich geht es dabei auch um die Verifizierung oder Relativierung jener Kulturfixierungstheorie, die davon ausgeht, dass sich kulturelle Entwicklungen im Bereich der Lebensstile stets nur in enger Synchronisation mit wirtschaftlichen Konjunkturverläufen und -zyklen erklären lassen.

In vier Kapiteln wird dann ein systematischer Überblick über die historische Entwicklung dieser «Welt der Dinge» versucht: Zunächst zeichnet eine Skizze die Grundlinien der Entwicklung von Wohnmobiliar und Wohnkultur vom 16. bis ins 20. Jahrhundert nach. Daran schliessen sich Beobachtungen zu sozialen Differenzierungsprozessen in der Sachwelt an, also zu schichtspezifischen und städtisch-ländlichen Unterschieden. Zum dritten werden im Blick auf Innovations- und Diffusionsprozesse in der städtischen Sachkultur Möglichkeiten und Probleme der zeitlichen Periodisierung diskutiert. Und viertens schliesslich stellen exemplarische Analysen konkrete Muster städtischer Raumnutzung und Wohnkultur im Braunschweig des 16. und 17. Jahrhunderts dar. Ein gesonderter Materialband dokumentiert zusätzlich die umfangreichen Quelleninformationen und Auswertungsbefunde.

Die Erträge dieser Untersuchung sind auf mehreren Ebenen zu bilanzieren. Zum einen wird die Problematik der Rekonstruktion historischer Sachwelten ausführlich beleuchtet: die auch im Bereich der seriellen Quellen vorhandene Inhomogenität der Aufzeichnungen durch regionale Unterschiede wie zeitliche Veränderungen; die Unklarheit und der Wandel sprachlicher Bezeichnungen; der historische Funktionswandel von Dingen gerade im Bereich der Wohnkultur; schliesslich die daraus resultierenden Schwierigkeiten der Bewertung und der Generalisierung von Lebensstil-Phänomenen. Zum zweiten wird am Beispiel von Sachgruppen wie Kästen und Schränken oder Tisch-, Sitz- und Ruhemöbeln dokumentierend deutlich gemacht, wie gross die Breite und Vielfalt des historischen Mobiliars bereits war und wie vielfältig auch bereits Nutzungsveränderungen und Geschmackswandlungen im Sinne ästhetischer Praxis Raum griffen. Zum dritten erhalten wir eine Fülle von Aufschlüssen über den Zusammenhang von sozialer Schichtzugehörigkeit und Besitz- bzw. Nutzungsformen, wenn etwa die «ständische Differenzierung» in den Ausstattungs- und Repräsentationsensembles von Beamten und Akademikern herausgearbeitet wird oder die Entstehung spezifischer Möbelensembles. Zum vierten zeichnen sich detailliertere Erkenntnisse im Blick auf zeitliche Periodisierungen ab: Etwa die deutlich belegbare Zunahme des Ausstattungsniveaus vom Nachmittelalter hin zur nachreformatorischen Zeit, indem die Sitzmöbel zahlreicher werden und die Materialqualität wächst, oder das Vorrücken des Kleiderschranks in die Wohnungen. Hier wie auch in den Novationsphasen des 18. und frühen 19. Jahrhunderts mit dem Aufkommen von Kommode, Sessel, Kanapee, Sofa u. a. sind enge Korrespondenzen mit unserem allgemeinen Bild des neuzeitlichen Zivilisationsprozesses belegt, während die Bindung an wirtschaftsgeschichtliche Verläufe keineswegs so eng erscheint, jedenfalls kein mechanischer Zusammenhang von Prosperität und Innovation angenommen werden kann.

Insgesamt wird immer wieder sichtbar gemacht, wie von der frühen Neuzeit bis an die Gegenwart heran distinktive Geschmacksformen und Einrichtungsstile entstehen, wie oft weniger das Sachobjekt selbst als vielmehr Material, Qualität und Ausführung zum sozialen «Distinktionsmerkmal» werden. In der Breite wie in der Tiefe vermittelt die vorliegende Studie insofern eine ganze Reihe neuer Erkenntnisse und Facetten, die unser Bild historischer Alltagskulturen vervollständigen und differenzieren. Zugleich erscheint mir jedoch der Anspruch, die Objektwelt als Indikatorfunktion, als signifikanten «Ausweis mentaler Verhaltensmuster» zu entschlüsseln, auch in dieser Studie noch nicht eingelöst. Um es etwas zu pointieren: Lebenswelt und Möbelwelt werden in Sozialstrukturanalysen und Mobiliarbeschreibungen mehr nebeneinander gestellt, als dass sie in lebensweltlichen Kontexten und gruppenbiographischen Prozessen wirklich ineinander verschränkt erscheinen. So bleibt beides – Nutzer und Nutzung – gewissermassen anonym. Ein Gebrauchswandel und die Veränderung ästhetischer Praxen erscheinen so oft auf Chiffren verkürzt, wenn etwa die «Verbürgerlichung» der Unterschichten im 19. Jahrhundert am Phänomen der Sofa-Fixierung dargestellt wird. Was in der Lebensstilforschung der Gegenwart etwa über lebensgeschichtliche Interviews versucht wird, lässt sich für den Raum der Geschichte wohl nur über einen wesentlich stärkeren Einsatz von biographischen und kontextgebundenen Einzelanalysen im Sinne einer kulturwissenschaftlichen «dichten Beschreibung» erzielen. Da zeigen sich eben auch gewisse Nachteile des quantifizierend-statistischen Zugriffs, der interpretative und hermeneutische Zugänge immer wieder verstellt, weil er

auf Linearität und Repräsentativität abhebt. Solche Linienführungen aber, das belegt die Studie selbst, müssen unter dem Druck der Fülle und der Vielfalt des Materials fast zwangsläufig zerfasern, unschärfer werden. Und dies schmälert den Gebrauchswert und Lesertrag dieses Buches leider ein wenig.

*Wolfgang Kaschuba*

JUTTA ZANDER-SEIDEL: *Textiler Hausrat. Kleidung und Haustextilien in Nürnberg von 1500–1650.* München: Deutscher Kunstverlag 1990. 440 S., 311 Abb. (Kunstwissenschaftliche Reihe, 59).

Es will der Rezensentin scheinen, dass die Kleidungsforschung ganz allgemein in der letzten Zeit ihre wichtigsten Impulse aus einem ihrer Unterbereiche, der volkskundlichen Trachtenforschung nämlich, bekommen habe. So darf umgekehrt unser Fach nun auch diese gewichtige und exemplarische kostümkundliche Arbeit dankbar zur Kenntnis nehmen. Auslösend waren wohl die reichen und vielfältigen Bestände des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg. Gerade aber deshalb, weil Objekte allein ein zu fragmentarisches Bild von Kleidungsgewohnheiten historischer Epochen geben, weil höchstens besonders kostbare oder durch die Person des Trägers bemerkenswerte Einzelstücke dem natürlichen Verschleiss entzogen wurden und auf die Nachwelt kamen, und auch dann noch oft ungenügend dokumentiert, musste hier das Ungenügen des Wissens über den Platz des Einzelstücks in der Gesamtkleidung, über den Umgang damit, über seine unterschiedliche Präsenz und Ausformung in weniger illustren Trägerkreisen usw. besonders manifest werden. Und so kam es, angeregt von Leonie von Wilckens, zum grossen Projekt, wenigstens für eine (quellenmässig günstige) bedeutende Stadt in einer wichtigen Epoche eine Gesamtdokumentation zu erstellen. Die Aufgabe mochte trotz dieser Beschränkung schier unlösbar scheinen, aber die Autorin hat sie mit ebensoviel Akribie wie Souveränität, mit Beharrlichkeit, enormem Wissen und detektivischem Spürsinn gelöst und, unterstützt durch eine verständnisvolle Verlagsleitung, in benutzerfreundlicher Weise präsentiert. Text und Bild passen exakt zueinander, ein mehrteiliges Glossar schleust durch den Dschungel alter Bezeichnungen, und das Register wird den Band rasch zum unentbehrlichen Nachschlagewerk werden lassen.

Der einleitende erste Teil bringt, nach aufschlussreichen Anmerkungen zur Forschungsgeschichte des 19. Jahrhunderts, eine quellenkritische Abhandlung, die exemplarischen Charakter für sich beanspruchen darf und zugleich deutlich macht, um welches Puzzlespiel zwischen Bildern (insbesondere Portraits), Archivakten und Objekten es in dieser Dokumentation geht. Im Vordergrund stehen Inventare, die sich ja für die volkskundliche Sachforschung als so wichtig erwiesen haben. Die folgenden Materialteile zur Frauen- und Männerkleidung lassen als grosse Linien erkennen: den allmählichen Übergang von ständisch und situativ deutlich definierten Bekleidungen zu modischem Verhalten. Als weibliches Beispiel: die Haube, in Nachwirkung des Mittelalters Standeszeichen der verheirateten Frau, wird Teil eines Spiels mit verschiedenen Kopfbedeckungen und schliesslich durch Hüte, Barett, Netze, die die Haare sehen lassen, abgelöst; Schlüssel und andere am Gürtel befestigte Hausfraueninsignien weichen Fächer und Handschuh. Dieser Wandel geht einher mit der Ablösung der geburtsständischen Ausrichtung öffentlicher Bekleidungsregeln durch eine berufsständische, die zwar eine noch grössere Differenzierung, aber auch flexiblere Grenzziehungen bewirkt. Die Reformation bleibt (als geistige Bewegung) ohne spürbaren Einfluss. Wichtiger dürften hier globale Urbanisierungsprozesse und ein ökonomischer Aufschwung gewesen sein (der indirekt vielleicht doch von der geistigen «Wende» zehrte). Trotzdem kommt es noch kaum zur Ausformung von Sonderkleidungen. Kinder werden gekleidet wie Erwachsene und oft in zurechtgemachte abgelegte Stücke von diesen (obwohl die Vormundschaftsinventare doch auch bewegungsfreundlichere Kittelchen und Hemdchen enthalten, die bloss nicht portraitiert wurden). Zur Hochzeit gehörte nebst Hemd, Kranz und Krone neue Kleidung, aber nur ganz ausnahmsweise im Patriziat eine ausschliesslich dieser Zeremonie vorbehaltene Tracht. Eher schon konnte sich in der Oberschicht im 17. Jahrhundert spezielle Trauerkleidung (auch für Bedienstete) durchsetzen.

Willkommen, weil für diese Epoche neuartig, sind die Ausführungen der Autorin über Kleiderpflege und Kleidererwerb (etwa die Gebrauchtkleidermärkte, auf denen sich alle Schichten eindeckten), ebenso wichtig die Ausweitung der Untersuchung auf Heimtextilien, Bett- und Tischwäsche, Vorhänge und Dekorationsdecken. Hier werden Perspektiven aufgezeigt, die für allgemeine Prozesse – die Ausdifferenzierung der Wohnbedürfnisse nicht nur der Oberschichten oder das Aufgreifen exotischer Moden – stehen und unbedingt zu weiterer Forschung anregen sollten. Auch in dieser Beziehung ist Frau Zander-Seidel ein vorbildliches Werk geglückt. *Christine Burckhardt-Seebass*

JOHN PEACOCK: *Kostüm und Mode – das Bildhandbuch. Von den frühen Hochkulturen bis zur Gegenwart.* Bern, Stuttgart: P. Haupt 1991. 224 S., über 1000 farbige Abb.

Anders als der Verlag, der das vorliegende Buch im Klappentext als für den «Wissenschaftler oder professionelle(n) Designer, Kostüm- oder Modefreund, Liebhaber, Sammler oder Sozialhistoriker» unverzichtbares Nachschlagewerk bezeichnet, schätzt der Autor sein Werk ein: John Peacock, ehemals leitender Kostümbildner beim BBC, Mode- und Kostümdesigner, hat «keine akademische Untersuchung» (S. 7) publiziert, sondern ein durch Vereinfachungen geprägtes Bildbuch, das chronologisch angeordnet Hauptentwicklungslinien bestimmter Kleidungsformen aufzeigt.

Farbzeichnungen, die «die Geschichte der Kleidung während der letzten viertausend Jahre im Verlaufe verschiedener Kulturen» (S. 7) zeigen sollen, dabei aber die Physiognomien der Kleidungs-trägerInnen stets nur leicht abwandeln und daher sehr monoton wirken, wechseln mit Kurzbeschreibungen der gezeichneten Kleiderelemente ab, wobei «altertümliche, wenn auch historisch zutreffende Ausdrücke, die den Laien verwirren könnten, ... durch zeitgemässe Begriffe ersetzt» (S. 7) wurden. Spezifische Ausformungen von Frauenkleidern des 18. Jahrhunderts beispielweise, die in ihren Variationen «als Adrienne, Watteaukleid, Kontusche, Sacque, Trollope, Kleid à la française, à l'anglaise und, wenn die Röcke gebunden sind, als Polonaise bekannt» (S. 7) sind, werden daher von John Peacock schlicht als «weites Kleid» bezeichnet; auch werden – um ein weiteres Beispiel anzuführen – die «Modebezeichnungen für Weissstöne wie Cheruse, Nottingham, Bougival, Flocke zugunsten des leichter verständlichen sachlichen «Weiss» vermieden» (S. 8). Die beigefügten Fachwortklärungen (S. 213 bis 223) sind vor diesem Hintergrund meines Erachtens überflüssig.

Auf die Problematik seiner Vorgehensweise weist John Peacock selbst hin und gibt seinen LeserInnen damit indirekt die Anregung, sein Buch lediglich als Einstieg ins Thema zu benutzen. Für den kontinentaleuropäischen Leserkreis ist die ausschliesslich mit englischsprachigen Titeln bestückte Literaturliste allerdings wenig hilfreich für weiterführende Studien, zumal sich ein Grossteil der angegebenen Publikationen auf England beschränkt und selbst Standardwerke wie Max von Boehns acht Bände «Die Mode» fehlen.

DesignerInnen mögen Anregungen aus diesem Buch erhalten; SammlerInnen können das eine oder andere nachschlagen und – grob vereinfacht – «lernen». Für die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Themenkomplex «Kleidung und Mode» ist John Peacocks Bildhandbuch jedoch wenig brauchbar.

*Gitta Böth*

MARIA BIDLINGMAIER: *Die Bäuerin in zwei Gemeinden Württembergs.* Mit einem Vorwort von Carl Johannes Fuchs, Nachwort, Anmerkungen und Literaturhinweisen von Christel Köhle-Hezinger sowie einem dokumentarischen Anhang. Kirchheim/Teck: Jürgen Schweizer Verlag 1990. XIV, 305 S., Abb.

Das Buch ist der Neudruck einer Tübinger staatswissenschaftlichen Dissertation von 1915. Bisher wohl nur einem kleinen Kreis von Spezialisten und insbesondere Spezialistinnen bekannt, wird damit einer grösseren Leserschaft die Möglichkeit geboten, eine primär auf überaus fleissiger und sensibel geführter Feldforschung beruhende Studie kennenzulernen, deren Wert wohl erst heute richtig ermessend werden kann. Die Autorin, die Christel Köhle-Hezinger in ihrem schönen Nachwort uns auch menschlich näher zu bringen vermag, setzte sich zum Ziel, den Umbruch in der Landwirtschaft, von der traditionellen, eher extensiven Selbstversorgung zur rationellen, intensiven Marktproduktion, in seinen Auswirkungen auf die Bäuerin (als Mitproduzentin, Hausfrau und Mutter) zu erforschen. Für den älteren Wirtschaftstyp steht das Dorf Kleinaspach mit etwa 1000 Einwohnern, ohne Verkehrsverbindung, ohne Industrie, erbrechtlich einem Gebiet mit geschlossener Hofübergabe zugehörig. Das Kontrastbeispiel ist das gut viermal grössere, schön gelegene Landstädtchen Lauffen (Maria Bidlingmaiers Heimatort); es liegt an einer Hauptverkehrsachse und weist zur Zeit der Untersuchung bereits mehr als 50% Industriebevölkerung auf; erbrechtlich wird hier Realteilung praktiziert. Zur Bestimmung des weiblichen Anteils an der produktiven bäuerlichen Arbeit (nach Art, Mass und Bewertung) werden nun nicht nur Nutzflächen und ihre Erträge, Viehbestand, technische und personelle Ausrüstungs- und Absatzmöglichkeiten und die männlich/weibliche Arbeitsteilung analysiert und mit reichem Zahlenmaterial dokumentiert, sondern es werden genaue Zeitbudgets erstellt, um den wirtschaftlichen Beitrag und die arbeitsmässige Belastung der Bäuerin

(erstmal) genau erfassen zu können. Das Ergebnis wird mit den Familienpflichten, mit Heiratsalter und ehelicher Fruchtbarkeit und mit Art, Grösse und Ausrüstung des Haushalts in Beziehung gesetzt und unter dem Aspekt von Besitz, Verschuldung und Einkommen analysiert.

Aus dem so gewonnenen komplexen Geflecht von Pflichten, Zwängen, Wünschen, Normen und Abhängigkeiten schälen sich immer deutlicher die Ergebnisse heraus: Es ist die Abgelegenheit des einen Dorfs, die den hohen Grad der Selbstversorgung bei geringer Technisierung und extensiver Bewirtschaftung konserviert; gleichzeitig ist durch das Anerbenrecht die Situation der Jungbauern relativ günstig. Geselligkeit spielt eine grosse Rolle, Ehen können jünger und unbeschwerter geschlossen werden; die ausbezahlten Geschwister gehen in fremde Dienste oder wandern in nichtbäuerliche Berufe ab (und tendieren dabei eher zu sozialem Aufstieg). Für die Bäuerin sind die verschiedenen Rollen einigermaßen zu vereinbaren; sie bleibt Herrin der Lage, ihre hauswirtschaftlichen Kenntnisse sind zwar nicht gross, die Nahrung ist oft eher einseitig, aber die Sorge um die Kinder-schar lässt sich mit den landwirtschaftlichen Pflichten verbinden. Anders im Städtchen mit Real-Erbteilung. Hier kann die höhere Verschuldung und die Zersplitterung des Grundbesitzes (mit geringer Aussicht auf Arrondierung) nur durch intensivere Bewirtschaftung (Gemüse- und Weinbau) wettgemacht werden, und dieser zusätzliche Arbeitsaufwand geht voll zu Lasten der Frauen. Sie sind es, die die Modernisierung bezahlen (solange Handarbeit nicht an teure Maschinen delegiert werden kann, was wiederum genossenschaftliche Zusammenschlüsse voraussetzt). Das Leben hat sich dem städtischen angenähert, die Nahrung ist vielseitiger, die Kleidung modisch und bequem geworden, aber der Zwang zur Sparsamkeit, verbunden mit einer stark pietistisch geprägten Kirchlichkeit, verbietet Geselligkeit und Ungezwungenheit zwischen den Geschlechtern. Physische Überlastung und psychische Erschöpfung der Bäuerinnen reduzieren die Fruchtbarkeit, verkleinern aber auch die Chance der geborenen Kinder auf angemessene Fürsorge und Pflege, trotz eher höherem, modernem Lebensstil. Die Tendenz zur Landflucht ist hier stärker, Ausweg ist die Fabrik. Alt steht gegen neu, aber gut nicht einfach gegen schlecht. Das Neue beinhaltet Hoffnungen verschiedener Art, aber es ist erst im Entstehen, noch nicht erfüllt; der Preis ist auf jeden Fall hoch, und es sind die Frauen, die für ihn aufkommen.

Frau Bidlingmaier hat ihre Gesprächspartnerinnen nicht zitiert, sie wahrte die Distanz der Diskretion, und im Bewusstsein, das Ganze in all seinen Einzelzügen nicht wiedergeben zu können, wählte sie den Weg der Typisierung, ohne damit allerdings ihr tiefes, liebevolles Engagement zu verhehlen und ins Unverbindliche auszuweichen. Im Gegenteil: ihre Analysen wirken gerade durch ihre nüchterne Schärfe und Konsequenz; Ursachen, Wirkungen und sozialpolitische Massnahmen werden klar benannt. Die von ihr skizzierte Entwicklung der Landwirtschaft ist mittlerweile in Mitteleuropa abgeschlossen, ohne dass die Probleme dadurch (auch für Bäuerinnen) gelöst wären. Die Analyse aus der Zeit des Ersten Weltkrieges behält gerade deshalb ihre Brisanz. Sie ist ein Stück Landwirtschaftsgeschichte – und ein bewundernswertes Beispiel früher Frauenforschung.

*Christine Burckhardt-Seebass*

CHRISTINA SCHWARZ: Die Landfrauenbewegung in Deutschland. Zur Geschichte einer Frauenorganisation unter besonderer Berücksichtigung der Jahre 1898–1933. Mainz: Gesellschaft für Volkskunde in Rheinland-Pfalz 1990. 430 S., 66 Abb. (Studien zur Volkskultur in Rheinland-Pfalz, 9).

Am Beispiel der Landfrauenbewegung werden in dieser Dissertation viele Charakteristika der Frauenbewegung überhaupt aufgerollt. Deutlich kommt der Zwiespalt zum Ausdruck zwischen Verbesserung der hauswirtschaftlichen Tätigkeit, welche Frauen in ihrer angestammten Rolle und im Bereich nicht-monetarisierter Arbeit hält, und dem Drang zur Verselbständigung via Teilhabe an der modernen Marktwirtschaft. So hat sich die Landfrauenbewegung von Anfang an profiliert einerseits mit Kursen, andererseits mit dem Aufbau lokaler Absatzmöglichkeiten für die Produkte aus Garten und Hof, deren Pflege und Ertrag den Frauen unter- bzw. zustanden. In den Kursen wurden vorwiegend junge Mädchen aus der ländlichen Unterschicht in neu aufkommenden Verfahren von Gartenbau, Kleinviehzucht und Vorratshaltung unterrichtet sowie in der Haushaltsführung, die den vor allem von einer gebildeten städtischen Schicht erworbenen hygienischen Massstäben genügen sollte. Die neu geschaffenen lokalen Absatzmärkte sollten helfen, die Einkünfte der Höfe und die Versorgung der wachsenden Städte zu verbessern. Mittel dazu waren etwa – und dies darf wohl in dieser Schweizer Rezension eigens erwähnt werden – der Einsatz der Biene als Sinnbild der Ver-

bandsarbeit und die Verkaufsaktionen in nationalen Wochen, beides übernommene Ideen vom Schwesternverband in der Schweiz.

Ein weiteres Merkmal der Frauenbewegungen ist das auch hier typische Auseinanderklaffen der sozialen Schichten und der gegenseitigen Wahrnehmung ihrer Vertreterinnen: Gründung und Ausbau der Bewegung war nur möglich dank dem enormen Einsatz und dem Charisma einer überdurchschnittlich gut gebildeten Frau aus der Adelschicht (noch heute wird der Nachfolgeverband von einer Freiin präsidiert), die bereits durch ihren Vater und später durch ihren Ehemann Förderung und Unterstützung ihrer Anliegen genoss. Ebenso förderlich für die Bewegung erwies sich der leichte Zugang zum Landwirtschaftsministerium. Durch die Verankerung auf höchster politischer Ebene erreichte die Bewegung der landwirtschaftlichen Hausfrauenvereine innerhalb kürzester Zeit Einfluss und Anerkennung im ganzen Reich.

Demgegenüber waren aber die Sorgen und Interessen der Mägde und Tagelöhnerinnen, der Mehrzahl der in der Landwirtschaft beschäftigten (Haus-)Frauen eindeutig untervertreten. Diese Schicht bekam den Wandel zur mechanisierten und zu Weltmarktpreisen produzierenden Landwirtschaft unmittelbar zu spüren. So fand nachweislich eine Verlagerung der Arbeiten von den in die Industriegebiete abwandernden Kleinbauern und Knechten zu Kleinbäuerinnen und Mägden statt. Anforderungen und Arbeitsbelastung an die Frauen im Landwirtschaftssektor stiegen beträchtlich. Diesem Druck versuchten die unteren Schichten durch Loslösen aus patriarchalen Rechts- und Pflichtverhältnissen zu entweichen, indem sie in Anlehnung an die neuen Muster in der Industrie ihre Arbeit nicht mehr mit Naturalien abgegolten haben wollten und über ihr definiertes Arbeitspensum hinaus keine Verbindlichkeiten zu Gut oder Gutsherrschaft mehr anerkennen mochten. Solche Emanzipationsbestrebungen konnten von den leitenden Persönlichkeiten der Landfrauenbewegung, die sich in einer ganz anderen Interessenlage befanden, kaum er- und noch weniger anerkannt werden.

Dass die beiden Anliegen, einerseits Verharren unter zwar verbesserten Bedingungen in einem traditionellen System, andererseits Flucht nach vorn und Aufbau neuer Beziehungen und Machtressourcen über den Markt – dass diese beiden widersprüchlichen Anliegen die ganze (Land-)Frauenbewegung immer wieder vor Zerreissproben stell(t)en, wird von der Autorin minutiös dargestellt. Sie verwendet dazu vertrauliche Dokumente wie Tagebuchnotizen und Briefwechsel der Pionierinnen der Bewegung wie auch Vereinsprotokolle, Jahresberichte und andere offizielle Dokumente aus Archiven. Diese Daten aus erster Hand stellt sie in den weiteren Zusammenhang der Sozial- und Agrargeschichte des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Das Material stammt wie die Anfänge der Landfrauenbewegung aus Ostpreussen. Damit hat die Autorin ein Stück Frauengeschichte aus einem Neuen Bundesland aufgearbeitet, was zu Beginn ihrer Arbeit noch nicht abzusehen war, dem Band zur Zeit aber eine besondere Aktualität verleiht. Auch in einer weiteren Hinsicht ist die historische Aufarbeitung des Materials von erstaunlicher Aktualität: Wenn die Devise in der Landwirtschaft im 19. Jahrhundert Anpassung an Weltmarktpreise hiess, so heisst sie zur Zeit in der Schweiz Anpassung an EG-Preise, und in der Dritten Welt steht seit langem eine Vielzahl von Anpassungsproblemen an. Die Arbeit über die Landfrauenbewegung zeigt auf, warum die Frauen damals nur die unbeabsichtigten Nebeneffekte der Entwicklung auffingen, die Entwicklung selbst aber wenig beeinflussten. Wer daran glaubt, dass aus der Geschichte gelernt werden kann, der findet in diesem Band zur Frauenbewegung ein gutes Lehrbuch!

*Maja Fehlmann*

WILLI PECHTL/ALFRED TAMERL: Josef Schöpf – Flickschuster, Mesner, Photograph – Alltag im Pitztal. Rosenheim: Rosenheimer Verlagshaus 1991. 152 S. mit 80 s/w-Fotos im Duplex-Druck.

Der schnelle sozio-ökonomische Wandel im Alpenraum in den letzten 30–35 Jahren hat die traditionellen Verhältnisse bis zur Unkenntlichkeit überprägt. Daher ist es kein Zufall, dass seit etwa einem Jahrzehnt historische Fotografien aus den Alpen grosse Aufmerksamkeit finden und neu publiziert werden, weil sie einen Einblick in diese bereits vergangene Welt ermöglichen. Allerdings gibt es dabei erhebliche Unterschiede zwischen den beiden «Alpenländern» Schweiz und Österreich: In der Schweiz wurden die Nachlässe der Fotografen der Belle Epoque frühzeitig gesammelt und archiviert (das Eidgenössische Archiv für Denkmalpflege in Bern dürfte mit 1,4 Mio. historischen Fotos wohl die grösste Sammlung im Alpenraum – vielleicht sogar in ganz Europa – besitzen), und die einschlägigen Fotobände finden nicht nur in den Grossstädten, sondern auch in den Alpenregionen

selbst erhebliches Interesse. In Österreich jedoch führt die Landesbilddokumentation in Innsbruck (etwa 100000 historische Fotos) ein Schattendasein, und es gibt in vielen Tourismusregionen einen ausgesprochenen Widerstand dagegen, an die «alte Zeit» – d. h. die Zeit der Armut – erinnert zu werden: Man versucht oft, jede Erinnerung daran zu verdrängen oder sogar zu verhindern. Das geht manchmal so weit, das man bewusst die im Privatbesitz überkommenen Negative von frühen Fotografen zerstört.

Insofern leistet der Imster Kunsterzieher Willi Pechtl (Jahrgang 1951) eine unschätzbare Pionierarbeit: Seit 15 Jahren sammelt er im «Tiroler Oberland» (Gebiet der heutigen Bezirke Imst und Landeck) historische Fotos von lokalen Nebenerwerbsfotografen, rettet viele Glasnegative vor der Zerstörung oder dem Müllcontainer und hat bislang 6000 Originalnegative zusammengetragen – in einer Region notabene, für die bis vor kurzem die Aussage galt, hier habe es keine lokalen Fotografen gegeben (siehe die umfangreiche *Geschichte der Fotografie in Österreich*, Bad Ischl 1983, darin vor allem O. Hochreiter: «Ländliches Leben – zur Darstellung des Bauern und der alpinen Landschaft»).

Die Ursache dieser unerwarteten Funde liegt darin, dass das Westtiroler Realteilungsgebiet nach der österreichischen «Grundentlastung» (Bauernbefreiung) von 1848 und der Agrarkrise von 1873 in eine schwere Wirtschaftskrise geriet, weil die sehr kleinen Landwirtschaftsbetriebe unter den neuen Bedingungen nicht mehr überleben konnten. In dieser Situation wurde der hier traditionelle ausserlandwirtschaftliche Neben- und Zuerwerb – bekannt sind ja die «Schwabenkinder» dieser Region – ausgeweitet und verstärkt, und einige innovative Personen versuchten in dieser Zeit, sich auch mit der gerade aufkommenden Fotografie etwas Geld zusätzlich zu verdienen. Willi Pechtl hat für die Zeit von 1880 bis 1914 eine Reihe solcher Fotografen im Tiroler Oberland aufgefunden gemacht, deren Gemeinsamkeit darin besteht, dass sie aus dem ländlichen Raum stammen, mehrere Berufe zugleich ausüben und eng mit der Landwirtschaft verbunden sind.

Das bedeutet eine kleine Sensation: Die meisten frühen Alpen-Fotografen waren Städter, die das Gebirge nicht kannten und es oft romantisierend wahrnahmen. Hier jedoch handelt es sich um Einheimische, in deren Fotografien ihre eigene Realitätswahrnehmung immer wieder durchscheint, auch wenn viele Bilder am Geschmack der Auftraggeber ausgerichtet waren.

Der anzuzeigende Band ist dem Störschuster und Nebenerwerbsfotografen Josef Schöpf (1886–1915) aus St. Leonhard im Pitztal gewidmet. Willi Pechtl hat aus knapp 1000 erhaltenen Glasnegativen 80 Fotos – Themenbereiche: Personen, Landschaften, Gebäude – ausgewählt, die sorgfältig und in guter Qualität gedruckt wurden, und Alfred Tamerl hat mit Menschen gesprochen, die Josef Schöpf noch gekannt haben, und daraus einen lebendigen Zeitzeugenbericht zusammengestellt. Im ersten Teil des Buches wird Josef Schöpf, sein Alltag und sein Leben vorgestellt, im zweiten Teil über die damalige Landwirtschaft berichtet und im dritten Teil die Pionierphase des Tourismus beschrieben, die das Pitztal aber nur am Rande berührte. Bild und Text ergeben eine Einheit, und die traditionelle Welt des Pitztals wird so auf anschauliche Weise fassbar. Abgesehen von seiner fotografiegeschichtlichen, besitzt dieses Buch aber auch eine sehr aktuelle Bedeutung: Das Pitztal gehörte bis lange nach dem Zweiten Weltkrieg zum Tiroler «Notstandsgebiet», wurde dann im Jahre 1984 durch die «Pitztaler Gletscherbahn» mit einem Schlag grosstouristisch erschlossen und sucht heute seine Zukunft in der totalen touristischen Vermarktung bei Verleugnung der eigenen Vergangenheit. Dieses Buch über Josef Schöpf und seine damalige Welt erinnert ganz bewusst an das, was heute verdrängt wird, und die Erinnerung ist notwendig, weil anders eine lebenswerte Zukunft für das Tal nicht möglich sein wird.

Werner Bätzing

HANS HAID: Vom alten Handwerk – altüberlieferte Techniken und handwerkliche Geschicklichkeiten. Rosenheim: Rosenheimer Verlagshaus 1991. 248 S. mit 105 farbigen und 79 s/w Abb.

Der österreichische Volkskundler Hans Haid hat dieses Buch für ein breites Publikum zusammengestellt, um zu dokumentieren, welche vielfältigen Handwerkstechniken heute noch im Alpenraum anzutreffen sind (im Titel des Buches fehlt der Hinweis, dass es nur um den Alpenraum geht). Damit verbindet er das Ziel, auf die besonderen Qualitäten der handwerklichen Produkte hinzuweisen und einen Beitrag zur Wiederaufwertung des Handwerks zu leisten. Aus diesem Grund finden sich am Ende des Buches einige Hinweise auf neue Genossenschaften und Initiativen, und der Autor betont, dass die Alpen nur dann eine positive Zukunft besitzen, wenn neben Tourismus und Landwirtschaft auch das Handwerk als gleichberechtigter Partner einbezogen wird.

Der volkskundliche Wert dieses Buches besteht vor allem in den sorgfältig ausgewählten Fotografien, die handwerkliche Arbeitsvorgänge und Produkte aus dem gesamten Alpenraum zeigen, und die durch einige Holzschnitte und historische Abbildungen ergänzt werden. Die Texte beschreiben exemplarische Beispiele in eher journalistischer Form, wobei der Begriff «Handwerk» weit gefasst wird. Dabei wird anschaulich deutlich, welche grosse Bedeutung die handwerklichen Tätigkeiten in den traditionellen Agrargesellschaften der Alpen hatten, die heute im Bewusstsein einer breiteren Öffentlichkeit oft nicht mehr präsent sind.

Mit den «klassischen» volkskundlichen Darstellungen handwerklicher Geräte, Produkte und Tätigkeiten kann und will dieser Band nicht konkurrieren. Er weist aber implizit auf ein volkskundliches Thema von grosser Bedeutung hin, nämlich auf die Wiederaufwertung handwerklicher Tätigkeiten in der modernen Dienstleistungsgesellschaft. Damit diese nicht zur blossen (platten) Nostalgie gerät, wird es notwendig, sich bewusst mit dem alten Handwerk und seiner heutigen Funktion auseinanderzusetzen. Hans Haid kommt das Verdienst zu, hier für ein breites Publikum einen Anfang gemacht zu haben, der aber der weiteren Vertiefung bedarf. *Werner Bätzing*

GIANNI BODINI: Menschen in den Alpen – Arbeit und Brot. Rosenheim: Rosenheimer Verlagshaus 1992. 155 S. mit 213 Abb.

Der Südtiroler Fotograf, Redakteur und Buchautor Gianni Bodini – u. a. Redakteur der vorbildlichen Südtiroler Kulturzeitschrift ARUNDA – durchstreifte jahrelang die verschiedensten Teile der Alpen auf der Suche nach traditionellen und modernen Lebens- und Arbeitsformen. Obwohl die Texte keinen volkskundlich-wissenschaftlichen Anspruch besitzen, kommt ihnen doch eine gewisse volkskundliche Bedeutung zu, weil der Autor sehr genau beobachtet und sehr verschiedene Alpenräume erlebt hat, was ihm die Möglichkeit zu Vergleichen gibt. Diese Breite der persönlichen Erfahrung ist heute eine grosse Seltenheit und macht nicht zuletzt den Reiz dieses Buches aus.

Auf Grund der sehr aussagekräftigen Fotografien, die fast die Hälfte des Buches ausmachen, und der ansprechenden Texte ist dieser Band sehr gut geeignet, bei einem breiteren Publikum ein Interesse an volkskundlichen Arbeiten zu wecken. *Werner Bätzing*

ROLF VON ARX: Das Kupferbergwerk Mürtchenalp. Glarus: Baeschlin 1991. 340 S., Ill.

Ist von Bergbau im Kanton Glarus die Rede, so steht meist der ehemalige Abbau von Schiefer (Schiefertafeln!) zur Diskussion, der bis zum Ersten Weltkrieg nicht nur Hunderte von Arbeitern ernährte, sondern auch zum berühmten Bergsturz von Elm 1881 führte. Weitgehend unbekannt hingegen sind die Glarner Erzlagerstätten. Über das bedeutendste dieser Vorkommen liegt nun eine umfassende Publikation vor: das Kupferbergwerk Mürtchenalp.

Den spätmittelalterlichen Bergbau streift der Autor nur knapp und verweist ihn wohl zu Recht ins Reich der Legende. Im Kapitel über das 17. und 18. Jahrhundert tauchen dann bereits mehr als nackte Zahlen und Namen auf: Vorgestellt werden die jeweiligen Bergwerksunternehmer und ihre Herkunft, ihre geschäftlichen Verbindungen (mitunter Teilhaber an weiteren Bergwerken) und ihr «Lebenswandel». Dank minutiöser Recherchen des Autors erfahren wir, dass sich nicht nur die Vertreter einer wirtschaftlich und politisch führenden Schicht im damaligen Bergbau versuchten (und, um es modern auszudrücken, bereits internationale Aktiengesellschaften bildeten). Auch mit Phantasie wohlversehene Alchimisten und eigentliche Betrüger werden aktenkundig. Nun fragt man sich, ob die überlieferten Streitigkeiten, Gerichtsfälle und Konzessionsbegehren überhaupt auf einen effektiven Bergbau schliessen lassen. Als Beweise werden angeblich aus dem 17. Jahrhundert stammende Schurfe und kurze Stollen genannt sowie die ohne die silberführenden Kupfergänge der Mürtchenalp nicht über Jahre hinweg zu betreibende Glarner Münzprägung. Am glaubhaftesten sind wohl die archivalisch fassbaren Lohnforderungen der beschäftigten Knappen.

Die weitreichenden Details der wiederholten Betriebsabsichten und tatsächlichen Abbauperioden des 19. Jahrhunderts weisen auf grundsätzliche Probleme des Schweizer Bergbaus: Einheimische Unternehmer betreiben vorwiegend Raubbau, einheimische Arbeitnehmer sind infolge mangelnder Erfahrung nur als Hilfskräfte einsetzbar. Die ausländische (es handelt sich in der Regel um deutsche oder österreichische) Leitung und Arbeiterschaft verfügt über reiche technische wie lagerstätten-

kundliche Kenntnisse, richtet unter grossen finanziellen und körperlichen Opfern einen vorbildlichen Minenbetrieb ein – und geht in der Regel Konkurs! Die komplexe mineralogische Zusammensetzung des Kupfererzerganges (diffizile Aufbereitung und Verhüttung), die unregelmässige Erzführung, die Lage des Bergwerkes auf 1600–1800 m Höhe, der entsprechend schwierige und teure Transport, harte Winter, zerstörerische Naturgewalten und die daher begreifliche Mühe bei der Personalrekrutierung führen auch im Falle der Mürtschenalp zum Fehlschlag. So geschult ausländische Vertreter auch waren und so gewissenhaft sie arbeiteten (man verzichtete auf die branchenüblichen Börsenspekulationen und den Bau kostspieliger Poch- und Schmelzanlagen), die Spezifik alpiner Erzlagerstätten erfuhren die verantwortlichen Techniker der Ära Simon (1854–1862) erst an Ort und Stelle und in langjähriger Empirie. Im Klartext: Erst als für Wege und Wegrechte, Unterkünfte, Schmiede, Stollenvortrieb, Bergbaukonzession und Personal beträchtliche Kapitalien investiert und Jahre vorbereitender Arbeiten geleistet worden waren, registrierte man die mangelnde Qualität wie Quantität der Erze.

Für den Schweizer Bergbau ebenso beispielhaft ist eine weitere Episode, die uns bereits ins 20. Jahrhundert führt: Mit bis zu 40 Arbeitern liess Gustav Weinmann zwischen 1916 und 1918 auf der Mürtschenalp Erschliessungsarbeiten durchführen, in deren Verlauf eine Seilbahn erstellt und Hunderte von Metern Stollenvortrieb geleistet wurden. Da keine neuen Erzfelder mehr zu erschliessen waren, endeten die Arbeiten ebenso rasch, wie sie zuvor begonnen hatten... Gestalten wie der Zürcher Industrielle Weinmann, die sich in der Kriegswirtschaft vom kleinen Unternehmer zum Mehrfachmillionär mauserten, sind keine Seltenheit. Während des Zweiten Weltkrieges sollte im Schweizer Bergbau Joseph Dionisotti ebenso kometenhaft aufsteigen, und selbst Lokalmatadore brachten es dank Geschick und Glück hie und da zu rentablen Minenbetrieben.

Grubenpläne, Reproduktionen der einschlägigen Archivalien und historische Abbildungen begleiten die chronologisch gestalteten Kapitel. Der Bericht eines ehemaligen Arbeiters, die (leider kleinen und kontrastreichen) Fotos der Überreste einstigen Bergbaus im Gelände sowie ein inhaltreiches Personen-, Orts- und Sachregister schliessen das Werk ab.

Mit einem Umfang von 340 Seiten stellt das Buch die Lesefreude selbst von an Bergbau oder Lokalgeschichte Interessierten hart auf die Probe. Zwar gibt eine jeweils bis ins Detail führende Beschreibung den Betriebsalltag anschaulich wieder und liest sich mitunter sogar spannend. Dass der Autor, aufgewachsen in Glarus und heute in Zürich als Kaufmann tätig, nach zehnjährigen Recherchen möglichst viele Angaben aus dem zusammengetragenen Faktenberg fruchtbar machen wollte, ist verständlich. Doch wären anstelle weitausholender Exkurse und Einzelheiten öfter Fussnoten, vielleicht sogar Streichungen angezeigt gewesen. Das breitere Publikum würde wohl Zusammenfassungen der wichtigsten Fakten, vor allem aber deren analytische Betrachtung schätzen. Das Streben nach Vollständigkeit im Deskriptiven ist indes nur schwer durch generelle Züge und Vergleiche zu ersetzen, zumal die dazu nötige Orientierungshilfe, die Geschichte des schweizerischen Bergbaus, ein Desiderat ist. Sie wiederum wird erst geschrieben werden können, wenn eine Vielzahl von Arbeiten in der Art der hier vorliegenden veröffentlicht sein werden... Bleibendes Verdienst des Autors ist, in diesem *Circulus vitiosus* eine jahrelange Kärnerarbeit geleistet zu haben, wie sie Fachleute heute selten mehr zu erbringen in der Lage oder willens sind (doch gerne auf entsprechende Arbeiten Dritter zurückgreifen). Aus Recherchen in in- und ausländischen Archiven sowie den Nachforschungen vor Ort resultiert die meines Wissens bisher umfangreichste historische Monographie zu einem Schweizer Bergwerk. Bleibt zu wünschen, dass die vom Autor gesammelten Materialien zu den weiteren Glarner Minen sowie dem im 19. Jahrhundert angestrebten «Bergwerksverein der östlichen Schweiz» den Sprung von der Mikro- zur Makroebene schaffen und bald publiziert werden können.

*Werner Bellwald*

RICHARD WEISS: Das Alpwesen Graubündens, Wirtschaft, Sachkultur, Recht, Älplerarbeit und Älplerleben. Reprint der Originalausgabe (von 1941) mit einer Einleitung von Jon Mathieu. Chur: Octopus Verlag 1992. IX, 383S.

Es ist wohl kein Zufall, dass dieser Neudruck im selben Jahr erscheint wie die gesammelten Aufsätze Arnold Niederers zur alpinen Kultur. Als *Movens* erweist sich so weniger, wie man zunächst meinen könnte, forschungsgeschichtliches Interesse als die aktuelle Erfahrung von einem Veränderungsprozess, den *Richard Weiss* sich um 1940 noch nicht vorstellen konnte, wenn er auch fast zwanzig

Jahre später seine Konturen wahrzunehmen begann und in seinem berühmten Krisen-Aufsatz kritisch kommentierte. Als unersetzliche historische Dokumentation sollte also die Habilitationsschrift einer Generation, die das Beschriebene nicht mehr erlebt hat, zugänglich gemacht werden. Es gibt denn auch wohl kaum eine vergleichbare, derart präzise, detaillierte und umfassende, unpathetisch-nüchterne, aber von Liebe und Bewunderung getragene Darstellung einer Lebens- und Arbeitswelt in unserem Fach, geschrieben von einem, der von den Älplern und Sennen gelernt hat und sich nie über sie stellt.

Trotzdem darf hier, bei erneuter Lektüre, auch die Frage nach der Stellung des Werks in seiner Zeit gestellt werden. Darauf geht denn auch das Vorwort von *Jon Mathieu* (das man sich gern etwas ausführlicher und ausgreifender gewünscht hätte) ein. Er deutet insbesondere an, dass die propagierte Opposition von walscherischer und romanischer Identität einem älteren, überwundenen Stammesdenken verpflichtet ist (allerdings im konkreten Fall einem, das Weiss doch wohl bei den Bündnern gelernt hat). Dazu passt, dass, bewusst oder unbewusst, keine Hauptaufnahme in Italienischbünden gemacht wurde, was die Opposition hätte aufbrechen können. Auch die Vorstellung von Zeitlosigkeit und von organischer Einheitlichkeit, die diesem Hirtenleben eignen sollen, fällt heute auf – als Teil wohl auch des damals virulenten nationalen Mythos. Sie liegt wie ein Glanz über der sonst geradezu naturwissenschaftlichen Realistik der Schilderungen, die Kargheit und Härte nicht verschweigt und dabei die kulturelle, und das heisst historische, Gebundenheit nicht weniger betont als das Ausgeliefertsein an die nicht zu bändigende Natur.

Historiker mögen sich mit diesem Buch heute leichter tun als Volkskundler (-innen), die das Werk stärker im Kontext von Weiss' Œuvre und damit der Fachgeschichte sehen. Was uns auffällt, ist die Beschränkung auf das Ethnographische, auf die reine Bestandsaufnahme, die etwa Gerät und Mensch noch nicht miteinander zu verknüpfen weiss und so von den Dingen keinen Weg findet zum Denken und Handeln und umgekehrt (20 Jahre später haben uns das Edit Fél und Tamás Hofer beispielhaft vorgeführt). Was des weitern ins Auge springt, ist – bei einer Habilitationsschrift, die Gott sei Dank trotzdem angenommen worden ist! – das Fehlen jeder methodischen und konzeptuellen Reflexion. Dabei hatte Weiss doch in den Arbeiten zum «Atlas der Schweizerischen Volkskunde» eine solche sehr sorgfältig geleistet. Vielleicht hätte der nie geschriebene zweite Band des «Alpweissens» hier noch einiges nachgeliefert. Die bisherige Alpenforschung und Wahrnehmungsgeschichte war dem Autor ja bis ins letzte vertraut, und auch seine profunden Quellenkenntnisse sind unübersehbar. So sollten heutige Fachleser sich ein Beispiel nehmen an der hier geübten verantwortungsbewussten, gründlichen Art systematischer Feldforschung, aber auch spätere Arbeiten von Weiss mitbedenken: seine Fähigkeit zu kritischer vergleichender Analyse in Aufsätzen und Rezensionen und, anhand von «Häuser und Landschaften der Schweiz», die Fruchtbarkeit des (in unserem Fach seltenen) idealtypischen Arbeitens. Alles verdient, als wissenschaftliches Erbe von hoher ethischer und intellektueller Qualität bewahrt zu werden.

*Christine Burckhardt-Seebass*

CHRISTEL KÖHLE-HEZINGER/WALTER ZIEGLER (Hg.): «Der glorreiche Lebenslauf unserer Fabrik». Zur Geschichte von Dorf und Baumwollspinnerei Kuchen. Weissenhorn: Konrad Verlag 1991. 373 S., Ill. (Veröffentlichungen des Kreisarchivs Göppingen, 13).

Als nach dem Konkurs von 1983 noch über die Schuldensanierung und die Verwertung der Betriebsanlagen und Einrichtungen der esbi Süddeutsche Baumwollindustrie AG verhandelt wurde, leitete *Christel Köhle-Hezinger* im Ludwig-Uhland-Institut für empirische Kulturwissenschaften an der Universität Tübingen gerade ein grosses Studienprojekt über die Frühgeschichte dieses Unternehmens. Jetzt, nachdem die Fabrikgebäude in Kuchen abgebrochen sind, ist der Bericht über die Forschungsergebnisse erschienen. Kreisarchivar *Walter Ziegler*, Mitherausgeber, hatte in doppelter Funktion während langer Jahre mit der Firma zu tun. Bei Studien über die Industrialisierung des Filstales erkannte er den grossen historischen Aussagewert von Akten über die Wasserkraftnutzung, und bei der Ordnung des Gemeindearchivs von Kuchen fand er wichtige frühe Quellenbestände über die ortsansässige Textilfabrik. Als Beauftragter der Denkmalpflege im Landkreis wurde er auf die einzigartigen historischen Fabrikanlagen und Arbeiterwohnhäuser aus dem 19. Jahrhundert aufmerksam, die inzwischen bundesweit bekannt geworden sind – nicht zuletzt durch die prämierte Arbeit einer Schulklasse für den Preis des Bundespräsidenten 1978 und über das didaktische Unterrichtsspiel «Fabrik und Arbeitersiedlung» (1982). Das historische Wohnquartier ist 1981 von der Gemeinde

Kuchen erworben worden und bleibt als Gesamtdenkmal erhalten (ein Parallellfall in der Schweiz: Derendingen, Kanton Solothurn).

Den Rahmen für die Abhandlung bilden Aufsätze über das Ende der Fabrik. *Wolfgang Hellstern* berichtet gleich zu Beginn knapp und nüchtern davon, wie sie nach beinahe 130 Jahren verschwand: 1972 Verkauf des Betriebs, Personalabbau; 1979 Stilllegung der Spinnerei; 1983 Eröffnung des Konkursverfahrens; nach 1983 und 1988 Abbruch der Fabrik. Unter der Überschrift «Erinnerungen ans Ende» gibt das letzte Buchkapitel Beobachtungen und bescheidene Ergebnisse einer mündlichen Befragung von Arbeitnehmern wieder. Die Erinnerung an die Dampfpeife, die die Arbeitszeiten bestimmte, ist in Kuchen noch lebendig.

Die Leiterin der Forschungsgruppe berichtet im ersten Hauptteil des Buches von der Geschichte der Textilproduktion in Württemberg im 19. Jahrhundert und zeichnet das Leben im «alten Dorf» Kuchen vor dem Erscheinen der Fabriken nach. Zum ersten: vom 18. zum 19. Jahrhundert erfolgte die Ablösung von Leinenstoffen durch Baumwolle und Mischgewebe und kamen farbig bedruckte, später auch bunt gewobene Muster in Mode. Die weitverbreitete Hausweberei entwickelte sich im Einklang mit einer zunehmenden Verlagswirtschaft. Einschränkungen für das ländliche Textilgewerbe begünstigten die Zünfte auch in der Reichsstadt Ulm, zu deren Territorium Kuchen bis 1803 gehörte, bis ins Jahr 1862, als die Gewerbe befreit wurden. Zum zweiten: Die Ortschaft liegt an der alten Reichsstrasse von Stuttgart nach Ulm. Die Einwohner (1174 im Jahr 1842) lebten von Landwirtschaft (Käse wurde produziert «sowohl nach Schweizer als nach Limpurger Art»), von Vorspanndiensten an der bei Geislingen stark steigenden Strasse und von gewerblicher Tätigkeit. Mit 55 Personen war Kuchen das grösste Weberdorf im Bezirk. Christel Köhle-Hezinger vergleicht das Gebiet mit dem Zürcher Oberland insofern, als hier wie dort industrialisierte Gewerbeformen bestanden, bevor die Fabrikindustrie auftrat.

Walter Ziegler berichtet im zweiten Teil des Buches (S. 57–137) umfassend über die Geschichte der Gründerfamilie und der Frühzeit der Fabrik bei Kuchen. Arnold Staub (1821–1882), dessen Vater Johann Heinrich Staub (1781–1854) aus Hombrechtikon, Kanton Zürich, den Weg als Fabrikgründer aus der Schweiz nach Württemberg vorgemacht hatte, erwarb 1857 in Kuchen Grundstücke für einen neuen Spinnerei- und Webereibetrieb samt den notwendigen Wasserrechten für den Betrieb von Rad und Turbine (die Ablösung von Bewässerungsrechten erfolgte nicht reibungslos). Vorher war Arnold Staub Direktor in grossen Betrieben der frühen schweizerischen Textilindustrie in Baden, in Arlen bei Singen (eine Gründung von Schweizer Unternehmern zum Zweck, Schranken des Deutschen Zollvereins zu umgehen) und in Winterthur. In Stuttgart richtete er den Geschäftssitz ein, bevor 1863 die Fabrikantenvilla in Kuchen fertiggestellt war. Die nach dem Vorbild der Cité ouvrière der Société industrielle de Mulhouse von 1854 errichtete Arbeiterwohnsiedlung in Kuchen wurde an der Weltausstellung von Paris 1867 ausgezeichnet. 1881 starb Arnolds zweite Frau. Nachdem im folgenden Jahr die verschuldete Firma in eine Aktiengesellschaft umgewandelt worden war, beging er wenige Tage vor dem Konkurs einen andern Fabrik Selbstmord.

Der dritte Hauptteil der Publikation unterrichtet über Sozial- und Mentalitätsgeschichtliches. *Sibylla Mühleisen* zeichnet die Etappen der Gründerkarriere Arnolds nach und analysiert an seinem Beispiel die Ideologie des Bürgertums der Gründerzeit: Staub, Vorsitzender der Stuttgarter Industrie- und Handelsbörse sowie des Vereins Süddeutscher Baumwoll-Industrieller, schätzte die Jagd und unterstützte die Gründung des zoologischen Gartens in Stuttgart. *Gisela Hengstenberg* erörtert jene Auffassung vom Proletariat, das mittels Reglementierung von Arbeit und Leben und anderer Erziehungsmassnahmen zu «kultivieren» sei; die Frau des Fabrikanten prüfte etwa die Haushaltsführung der Arbeiterfamilien. *Dieter Wolf* erläutert die Rolle der Fabrikordnung von 1867 (mit Hinweisen zu Strafen, Lohnfragen, der Stellung der Aufseher); mit dem Läuten der Glocke erschien ein neues Disziplinierungsmittel. *Martin Wörner* beschreibt die Arbeitersiedlung, von 1858 bis 1869 auf einer Fläche von etwa einem Hektar mit 45 Wohneinheiten in zwölf Häusern errichtet; es bestand Pflicht zum Gartenbau; der Hygiene dienten drei neue Brunnen und das Bad- und Waschhaus: warmes Wasser wurde vom Kondensator der Fabrikdampfmaschine ins Schwimmbassin geleitet (!). *Lothar Diehl* berichtet über die Fabriksschule von 1864, *Karin Haist* über die Stellungnahme des Pfarrers angesichts der Industrialisierung, *Monika Schwedhelm* über Veränderungen infolge des Zuzugs vieler Katholiken (Mischehen, Kindererziehung), *Ursula Weber* über soziale Folgen der raschen Bevölkerungsvermehrung: Grundstückspreise, der Umsatz der Dorfgewerbe, aber auch die

Zahl alltäglicher Konflikte stiegen an. *Lothar Krög* analysiert die Struktur der Arbeiterschaft: 55% der Arbeiter blieben im untersuchten Zeitraum (vor ca. 1880) weniger als ein Jahr in der Fabrik. *Brigitte Digel* bringt gute Quellen zur Doppelbelastung der Kinder durch Fabrikarbeit und Schule, *Monika Bönisch* für die Frauen in Fabrik und Haushalt: 77,8% der Arbeiterinnen waren unverheiratet. *Andrea Kittel* schreibt zum Thema «Freizeit zwischen Wirtshaus und Verein»: 1867 Gründung der Bibliothek (mit Gasbeleuchtung), 1861 des Männergesangsvereins «Frohsinn» in der Fabrik, 1864 im Gegenzug des Dorfgesangsvereins «Germania», 1867 des Musikvereins (mit vom Fabrikherrn bezahlten Instrumenten). *Thomas Krischer* referiert über den Streik in Kuchen im Jahr 1872 und über erste sozialdemokratische Aktionen in Württemberg. Schliesslich erläutert *Uli Eder* recht offen das eher enttäuschende Ergebnis des Versuchs, die Arbeitsbücher von Kuchen auch mit quantitativen Methoden auszuwerten. Im ganzen Buch ist indessen überall zu spüren, dass die Recherchen sich auf eine vielleicht einzigartige Fülle von sehr anschaulichen Quellen abstützen konnten. Ein reichhaltiger Fundus guten Bildmaterials hat es erlaubt, das Werk grosszügig und informativ zu illustrieren. Nach Seite 252 ist das Blatt des Zürcher Malers Caspar Obach von 1862 mit dem «Europasaal» abgedruckt, eine besonders frühe Abbildung einer grossen Maschinenhalle von innen.

Die Publikation bildet einen soliden Baustein zu der im Erscheinen begriffenen neuen «Geschichte der Arbeiter und der Arbeiterbewegung in Deutschland [...]». *Peter Kaiser*

EVA-MARIA KUBINA: Irrwege – Fluchtburgen. Modelle und Dimensionen zur soziologischen Analyse des Phänomens Massentourismus. Frankfurt, Bern, New York, Paris: P. Lang 1990. III, 256 S., Ill. (Europäische Hochschulschriften. Reihe 22, Soziologie, 197).

Eva-Maria Kubina beginnt ihr Buch, das 1989 der Ruhr-Universität als Dissertation vorgelegt wurde, mit den Worten: «Die Reisetätigkeit ist zur Fluchtburg der Hoffnungen, Träume, Sehnsüchte der Menschen im spätkapitalistischen Zeitalter geworden.» Damit stellt sie sich in die Tradition einer Tourismusforschung, die um den Nachweis bemüht ist, dass unsere moderne, eben spätkapitalistische, Gesellschaft hinsichtlich Lebensqualität, Sinnbezügen und individuellem Wohlbefinden grundlegende Defizite aufzuweisen habe. Hieraus resultiert der Verdacht bzw. die These, dass diese durch Freizeit und insbesondere durch touristische Erlebnisse kompensiert werden könnten, sogar müssten. Tourismusanalysen werden folglich gesellschaftstheoretisch konzipiert.

Eine solche Interpretation, die seit Adornos Tagen immer wieder breitgetreten wird, hat allerdings ein zentrales Problem: Sie abstrahiert von den tatsächlichen Reiseerfahrungen der Menschen, diskutiert diese lediglich auf dem Raster einer makrosoziologischen Gesellschaftsanalyse, der aber subjektive Arrangements, individuelle Handlungsstrategien und Sinnzuschreibungen des Reisens kaum in den Blick kommen. In den Anfängen kritischer Tourismusforschung war dies zweifellos von Vorteil, wurde so doch der Stellenwert des Reisens im gesellschaftlichen Kontext zunehmend erkannt. Doch damit geriet die Tourismusforschung auch in eine Sackgasse: Immer öfter steht sie vor dem Problem, dass sie nach einer vernichtenden Analyse des modernen Massentourismus ihn eigentlich verdammen, sein striktes Verbot fordern müsste, da in ihm die Menschen – seien es nun Reisende oder Bereiste – grundlegend als Opfer einer ihnen fremd gewordenen Gesellschaft durchscheinen. Statt dessen aber ist sie immer wieder genötigt festzustellen, man könne den Tourismus nicht verbieten, da er einerseits Ausdruck moderner Lebensqualität sei und andererseits ein menschliches Bedürfnis darstelle, an dessen Berechtigung es keine Zweifel mehr geben könne, allenfalls an der Form seiner Ausgestaltung. Eine solche Tourismusforschung steht immer wieder staunend vor den tatsächlichen Handlungen und Reaktionen der Touristen, die dem kritisch entworfenen Bild nicht so recht entsprechen wollen.

Tourismusforschung, die über diese Sackgasse hinaus will, müsste sich vermehrt den Menschen zuwenden, den subjektiven Faktor in den Blick bekommen. Dabei ginge es um Fragen, wie Touristen ihre Reisen tatsächlich erleben, wie sie sie rezipieren, was sie damit verbinden, wie sie mit ihrem Alltagserleben verflochten sind bzw. was sie ihnen darin bedeuten und wie sie sich mit den normierten Reisen arrangieren, um dennoch ihre persönliche Note darin zu wahren und ihre erhofften Erlebnisse finden. Eine solche Betrachtung des Reisens scheint mir mehr als erforderlich. Läge hierin doch auch eine Weiterentwicklung jener Ansätze, die insbesondere in der kulturwissenschaftlich orientierten Tourismusforschung derzeit vorliegen: einerseits der Ansatz von Ueli Gyr, der das Alltagsverhalten der Menschen im Urlaub analysieren will, um somit auf die Bedeutungsstrukturen

des Reisens zu stossen; andererseits der Ansatz von Dieter Kramer, der das Reisen in seinem Aneignungs- und Neugiercharakter als kulturelle Tätigkeit des Menschen in der sich ausdifferenzierenden Moderne sieht. Aufgegriffen würden dann aber auch die Überlegungen einer von Gisela Wegener-Spöhring vorgelegten Reisepädagogik, die nach Chancen fragt, die das Subjekt auf seiner Reise hinsichtlich neuer Erlebnisdimensionen in Selbst- und Körpererfahrung sich erschliessen könnte.

Doch von diesen Ansätzen ist die Autorin weit entfernt, obwohl auch sie im Schlussteil ihrer Analyse – wie könnte es anders sein – zu Überlegungen hinsichtlich eines humaneren Reisens kommt, da das Reisen eben nicht zu verhindern oder zu verbieten ist. Doch zuvor wühlt sie sich durch eine Menge Ballast, der sich in der Tourismusforschung angesammelt hat. Das Buch versteht sich dabei als eine theoretische Arbeit, die das Phänomen Massentourismus kritisch erörtern will, «um Impulse abzuleiten, die es ermöglichen, Massentourismus als soziologisch relevantes Phänomen mit adäquaten Methoden zu integrieren und zu analysieren».

Hierfür nun hält es die Autorin für unerlässlich, (wieder) einmal den Marsch durch die Tourismusgeschichte zu wagen, ohne Neuigkeiten zu entdecken, um sich dann schliesslich den altbekannten Kontroversen zu widmen: Ist Tourismus nun Völkerverständigung oder nicht? Stellt er ein massenhaftes Fluchtverhalten aus einem Alltag dar, der als wenig befriedigend empfunden wird? Ist der Tourist Opfer einer Gesellschaft, die sein persönliches Glück auf die «kostbarsten Tage des Jahres» verlagert? Schliesslich durchforstet sie die theoretischen Modelle u. a. von Enzensberger oder Kentler, um die für ihre Analyse zentrale Kategorie der Entfremdung herauszuarbeiten. Die nach ihrer Auffassung bisher wenig berücksichtigte Kategorie der Entfremdung, die sie von Marx ableitet, will sie in der Tourismuskritik wissenschaftlich verankern. Sie geht davon aus, dass der moderne Tourist von den tatsächlichen Chancen des Reisens entfremdet sei. Eine These, die in der Nachfolge von Enzensberger bis heute schon mehrfach erörtert wurde, von daher nicht allzu neu scheint.

Im Hauptteil entwickelt sie Kategorien wie beispielsweise Tourist, Masse, Werbung, Reisezufriedenheit oder Konsum, die in der Tourismusforschung schon immer zentrale Positionen einnahmen. Mit diesen Begriffen analysiert sie den Ist-Zustand des Massentourismus und kommt dabei zu bekannt klingenden Thesen. Schliesslich stellt sie in einem weiteren Durchgang durch diese Begriffe Überlegungen an, wie eine humanere Reisetätigkeit aussehen könnte. Hierbei konzentriert sie sich wesentlich auf den Touristen, der sich aus ihm auferlegten Zwängen lösen solle. Das hat gewisse Ähnlichkeiten mit den Thesen von Jost Krippendorf und hat die Forderung nach einer «neuen touristischen Persönlichkeit» zur Folge. Das mag in seiner ethischen Zuspitzung nicht falsch sein, doch verlagert es erneut den Blick vom realen Reisenden auf einen noch nicht existenten idealen, abstrahiert damit aber vom Tourismus als sozialem und subjektivem Faktor moderner Gesellschaften.

Zentral wird in ihrer Analyse der Begriff der «Pseudo-Freiheit», der als Konsequenz ihres grundlegenden Ansatzes der Entfremdung zu werten ist. Der Tourismus erscheint darin als Machtinstrument: «Der Tourismus ist also genausowenig wie die Freizeit oder das Alltagsleben im allgemeinen ein Wegweiser ins Reich der Freiheit.» Danach kommt die Wende in ihrer Argumentation: Sie stellt fest, dass ein eindeutiges Nein zum Tourismus nichts an der Misere ändere; die Reise zähle vielmehr zu den ureigensten Eigenschaften und sei ein menschliches Bedürfnis. Ihr Ausweg aus diesem Dilemma ist im Zusammenhang ihrer Argumentation allerdings konsequent: Erst wenn der Tourismus die Schatten der Entfremdung verloren habe, könne er Glück, Freiheit und Emanzipation bringen. Ihre Form des humanen Reisens wird so aber erst tragfähig, wenn die Gesellschaft eine andere ist. Die Touristen, so ist nun zu befürchten, werden so lange nicht warten: Sie nämlich haben ihre Strukturen entwickelt, das ihnen entfremdet Gegenübertretende so zu subjektivieren, dass sie sich in ihren Wünschen darin wiederfinden können. Das aber gilt es vermehrt zu hinterfragen und zu analysieren.

Tourismusforschung muss sich deshalb vermehrt dem subjektiven Faktor zuwenden, dem Menschen nämlich, der seine Reise je besonders erfährt und bewertet. Dabei wird deutlich, dass es den Idealtyp des Touristen, wie er makrosoziologischen Analysen und auch der Arbeit von Kubina zugrundeliegt, nicht gibt. Tourismusforschung heute muss die Suche nach den «feinen Unterschieden» (Bourdieu) aufnehmen, nur dann wird verstehbarer, wie unterschiedlich und individuell die Menschen mit ihren Reiseerfahrungen im Alltag umgehen. Das Buch von Kubina, das sich flüssig

liest, verdeutlicht das Dilemma der Tourismusforschung wieder einmal in aller Klarheit. Erinnerung sei an Bloch: «Die gleichen Dinge täglich bringen langsam um. Neu zu begehren, dazu verhilft die Lust der Reise.» In Abwandlung seiner Aussage liesse sich formulieren: Die ewig gleichen Thesen in der Tourismusforschung bringen sie nicht weiter, neue zu entwerfen, dazu verhilft ein Blick auf die realen Reisenden!

*Ronald Lutz*

MARIANNE FISCHBACHER: So ging man eben ins Hotel... Domleschger Hotelangestellte im Engadin der Zwischenkriegszeit. Chur: Verein für Bündner Kulturforschung 1991. 163 S., Ill. (Bündner Monatsblatt. Beiheft, 1).

Die Autorin, Ethnologin und Fachfrau für sanfte Touristik, erhielt vom Verein für Bündner Kulturforschung den Auftrag, Lebens- und Arbeitsbedingungen von ehemaligen Hotelangestellten mittels lebensgeschichtlicher Interviews aufzuzeichnen. Aus praktischen Gründen ergab sich die räumliche Beschränkung auf den politischen Kreis Domleschg, die rechte Talseite des Hinterrheins zwischen Sils und Rothenbrunnen. 1987/88 sammelte sie mit dem Tonband insgesamt 15 Autobiographien (10 von Frauen, 5 von Männern); die befragten Personen sind zwischen 1902 und 1916 geboren und zogen während der Zwischenkriegszeit ein- oder zweimal jährlich in die Erstklasshäuser des Oberengadins in Sils i. E., Pontresina, Celerina und St. Moritz. Zur Sprache kamen die Beweggründe des Einstiegs in die Hotelarbeit, die einzelnen Stationen der Karriere, die Arbeitsbedingungen in der Hotellerie (Lohn, Trinkgeld, Dienst- und Freizeit, Unterkunft, Verpflegung), die Beziehung zur Direktion, zu den Gästen und das Verhältnis der Angestellten untereinander und schliesslich der Verwendungszweck des Verdienstes. In ihren Kommentaren zur «Histoire orale» arbeitet Marianne Fischbacher die sozialen Unterschiede in den Dörfern, die emotionalen Konflikte der zwischen Karrierebewusstsein, Hierarchiedenken und Solidarität stehenden Angestellten sowie den unterschiedlichen Stellenwert der Hotelarbeit in männlichen und weiblichen Lebensläufen klar heraus. Die Aussagen der Gewährsleute werden stets mit zeitgenössischen sozioökonomischen Untersuchungen und Statistiken zur krisengeschüttelten Berglandwirtschaft und zur Fremdenindustrie gestützt: weiche, mündliche und harte, offizielle Quellendaten formieren sich annähernd zu objektiven historischen Wahrheiten. Wesentlich zur Authentizität trägt die sorgfältige Übertragung der Dialektaufnahmen ins Hochdeutsche bei; die Mundart schimmert durch die Verschriftlichung hindurch; der nach Jahrzehnten immer noch geäusserte verbale Protest wird ernst genommen: Flüche und Schimpfwörter bleiben, wo sie hingehören.

Ergänzend zu den Feldstudien im Domleschg besichtigte die Autorin die traditionsreichen Grosshotels im Oberengadin und sprach mit den Arbeitgebern, die sich noch gut an das Domleschger Personal erinnerten. Ein eingeschobener Bildteil mit 26 Abbildungen dokumentiert zusätzlich das sorgfältige und um Lebensnähe bemühte Vorgehen der Autorin: da wird nicht bloss der Herbstviehmarkt 1924 von Thusis als herkömmliche, aber für viele Domleschger Kleinbauern nicht mehr rentierende Einnahmequelle abgebildet, sondern zusätzlich ein Ausschnitt aus dem Marktbericht der «Bündner Post» beigefügt, der detaillierte Angaben über das Angebot, die Preise und die Kundschaft vermittelt; einem Reiseprospekt mit dem Rosegtal beigefügte Zitate aus dem Engadin-Führer des Alpenroman-Romantikers J. C. Heer verdeutlichen die realitätsverfremdende Perspektive einer Kultur des Zeitvertreibs und des Müssiggangs; vor der riesigen Baustelle des Hotels Suvretta House in St. Moritz steht eine Schar von Arbeitern, laut Baujournal waren es 376, darunter 29 Buben (!).

In der bisherigen Literatur zur Bündner Hotellerie stehen die Namen einer Handvoll initiativer Unternehmerpersönlichkeiten. Doch wer schleppte das Gepäck, wer stand freundlich und sprachgewandt für Auskünfte zur Verfügung, wer klopfte die Teppiche, bohnerte die Böden, sorgte dreimal täglich für das leibliche Wohl? Marianne Fischbacher hat erstmals die Zuverlässigen, Tüchtigen und, wenn nötig, Listigen in ihren Erfahrungen zu Wort kommen lassen und somit ein Stück Tourismusgeschichte im Sinne von Bert Brechts «Lesendem Arbeiter» neu geschrieben. *Ursula Brunold-Bigler*

BERICHTE ZUR HAUS- UND BAUFORSCHUNG. Hg. i.A. des Arbeitskreises für Hausforschung, Sobernheim. Marburg: Jonas Verlag 1991.

Band 1: Zur Bauforschung über Spätmittelalter und frühe Neuzeit, 286 S., Abb.

Band 2: Aus den Forschungen des Arbeitskreises für Haus- und Siedlungsforschung, 173 S., Abb.

Der Arbeitskreis für Hausforschung, ein Verein, der Fachleute aus verschiedenen Ländern Europas umfasst, publiziert schon seit seiner Gründung 1950 unter verschiedenen Titeln in Berichten, Jahrbüchern und Sonderbänden wissenschaftliche Arbeiten seiner Mitglieder. Jetzt aber wird eine neue Schriftenreihe «Berichte zur Haus- und Bauforschung» gerade mit zwei thematisch geschlossenen Bänden begonnen, von denen Band 1 achtzehn und Band 2 sechzehn Originalaufsätze enthält. Es ist geplant, weitere Bände jedes Jahr erscheinen zu lassen.

In einer Sammelbesprechung ist es unmöglich, ausführlich auf einzelne Aufsätze einzugehen. Zusammenfassend gesagt, bietet der erste Band in einem weit gespannten Spektrum vor allem neuere Forschungen über die Zweitverwendung von Hölzern, über besondere Konstruktionsformen (Backsteinbauten, Fachwerk, Dreiständerhaus, Dachwerk der Elisabethen-Kirche in Marburg, ferner [von Chr. Renfer] über Dachgerüst und Dachgestalt in der Schweiz) sowie über verschiedene sowohl städtische als auch ländliche Bauten und markante Elemente wie Wendeltreppen, Treppengiebel, Obergeschoss-Lauben.

Der zweite Band trägt den Untertitel: «Aus den Forschungen des Arbeitskreises für Haus- und Siedlungsforschung». Obwohl dieser sich nur durch die zwei letzten Wörter vom Herausgeber der Bände unterscheidet, waren es doch Welten, die beide trennten. Denn der soeben genannte umfasste Wissenschaftler aus der ehemaligen DDR, die aus politischen Gründen oftmals gezwungen waren, Arbeiten, die nicht ganz ins System passten, zu unterlassen oder nicht zu veröffentlichen. Der vorliegende Band bietet nun diesen Kollegen, aber auch tschechischen (*Josef Vareka*), polnischen (*Eva Karpinska*) und russischen (*Nelli S. Polistschuck*) Forschern Gelegenheit, zur Sprache zu kommen.

Dem Tätigkeitsbericht des Arbeitskreises für Haus- und Siedlungsforschung des letzten Jahrzehnts kann entnommen werden, dass die Jahrestagungen stets auf bestimmte Themen ausgerichtet waren. Von zweien dieser Tagungen können im vorliegenden Band wesentliche Referate publiziert werden. Es war die 21. Jahrestagung, die sich intensiv mit den Wohnverhältnissen der Kleinbürger im 17. Jahrhundert (*Waltraud Volk*) und der proletarischen Arbeiterschaft des vergangenen Jahrhunderts (*Kurt Wernicke, Marion Ebruy, Kurt Ludwig, Bernhard Mai, Armin Niemeyer, Hans-Joachim Naumann*) befasste, während die 22. Jahrestagung sich der Versorgung der Armen und den Armenhäusern im 19. Jahrhundert zuwandte (*Manfred Schober, Bruno Kolbe, Peter Fischer*).

Als einzelner, besonders hervorzuhebender Artikel muss *Karl Baumgarten*: «Zur Geschichte des mittelalterlichen Wohndielenhauses der mecklenburgischen Küstenstadt» genannt werden. Der ausgezeichnete Kenner der norddeutschen Hauslandschaften schildert hier die Entwicklung von städtischen Häusern, vor allem in Rostock. Im Gegensatz zur landläufigen Auffassung, wonach die Häuser der Städte sich aus den auf dem umliegenden Land üblichen Bauten entwickelt hätten, kann er nachweisen, dass in den norddeutschen Küstenstädten die späteren Wohndielenhäuser sich über verschiedene Stufen von einfachen Häusern für fahrende Kaufleute zu den in späteren Jahrhunderten dominierenden breiten Häusern mit charakteristischen Schaugiebeln auf der Strassenseite entwickelten. Die genauen, oft durch archivalische Hinweise belegten Ausführungen sind geeignet, neben bisherige Auffassungen auch andere Entwicklungsmöglichkeiten für städtische Häuser zu dokumentieren. Dies dürfte der Erforschung städtischer Bauten neuen Auftrieb geben. *Max Gschwend*

STEFAN BAUMEIER/KURT DRÖGE (Hg.): Beiträge zur Volkskunde und Hausforschung, [Bd.] 5. Detmold: Landschaftsverband Westfalen-Lippe/Westfälisches Freilichtmuseum Detmold 1992. 208 S., 151 (davon 22 farb.) Abb. (Schriften des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold – Landesmuseum für Volkskunde. Beiträge, 5).

Weitaus schwieriger als ein Aufsatzsammelwerk, beispielsweise herausgegeben in Form einer Festschau, ist ein Periodikum wie das vorliegende im Hinblick auf Zahl, Umfang und Inhalt der Veröffentlichungen zu besprechen: In einer beneidenswert vorbildlichen Aufmachung und Ausstattung (Buchformat, Umschlag, Satz, Druck, Bildqualität), wovon z. B. das Freilichtmuseum des

Bezirks Oberbayern an der Glentleiten seit Jahren nur träumen kann, drängen sich auf 201 Seiten nicht weniger als acht 11–29seitige Aufsätze (S. 7–136), sieben kleinere Beiträge (S. 137–182) und siebzehn (namentlich nicht gekennzeichnete) Kurzberichte (S. 183–207), wobei die sinnvolle dreiteilige Gliederung mit Ausnahme der Kurzberichte im Text selbst nicht wiederholt wird. Es versteht sich von selbst, dass eine ausgewogene Würdigung eines Grossteils oder gar aller Artikel nicht einmal im Ansatz zu bewerkstelligen ist, wofür ich die Autoren um gütige Nachsicht bitte.

Ausserordentlich spannend liest sich der sehr informative Aufsatz «Moralische Ökonomie und symbolisches Kapital, Lebensstile als Interpretationsbasis für volkskundlich-museale Arbeiten» von *Christoph Köck*, der, wenn man die Arbeiten von Norbert Elias und Pierre Bourdieu nicht kennt, neue Sichtweisen der Volkskunde in bezug auf Habitus, Lebensstil und sozial determinierten Geschmack und deren praktisch-didaktische Umsetzung in der musealen Präsentation eröffnet. Die Brotaufstände in Sussex um 1800 sind historische Beispiele der gesellschaftlichen Folgen, wenn die Grundsätze der moralischen Ökonomie, z. B. das aus einer Mangelsituation geborene Verbot der Weiss- zugunsten der Vollkornbrotherstellung, von der Obrigkeit missachtet werden. In Bayern waren es im vorigen Jahrhundert die Bieraufstände, die in München zur Stürmung des Zeughauses (städtische Waffenkammer) führten, in den letzten Kriegsjahren des Hitler-Regimes die Ignorierung und Umgehung der Dünnbiergesetze. – «Die Matthias-Bruderschaft Dielingen, Volkskundliche Betrachtung einer <Totengilde> im Altkreis Lübbecke» ist Gegenstand des Aufsatzes von *Frank Schlichting*. Das zentrale Anliegen der gildeähnlichen, aber fachhandwerkübergreifenden Vereinigung war ein «ehrliches» und standesgemäßes Begräbnis seiner verstorbenen Mitglieder, also ein vorwiegend praktischer denn religiöser Grund. – An Goethes Sterbezitat erinnert der Aufsatz «Mehr Licht. Mit künstlicher Beleuchtung leben» von *Eva Kuby*, der das Herz eines jeden Sachvolkskundlers höher schlagen lässt. In dieser kleinen Studie, die die Autorin bescheiden als sozialhistorische Annäherung bezeichnet, an der man aber bei der Beschäftigung mit dieser Materie künftig nicht mehr vorbeigehen kann, wird dem künstlichen Licht im Alltag, den Beleuchtungskörpern in historischen Schrift- und Bildquellen, dem Licht in öffentlichen und privaten Räumen vor, während und nach der Elektrifizierung eines kleinen Dorfes bei Höxter unter Heranziehung der Aussagen hochbetagter Gewährspersonen breiter Raum gewidmet.

Der Aufsatz «Kegeln und Kegelbahnen in Lippe während des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts» von *Annegret Tegtmeier-Breit* zeigt haargenau dieselben Schwierigkeiten auf, vor denen bayrische Museen bei der erstmaligen Translozierung von Kegelbahnen standen: Archivmaterial und Fachliteratur gleich null. Desto mehr freut es einen gebürtigen Münchner, dass eine Münchner Quelle erwähnt wird. Alter, Verbreitung, Aufbau, Ausstattung und Benutzerkreis der Kegelbahnen werden (leider zu kurz) behandelt. – Eines weiteren vernachlässigten sachvolkskundlichen Themas nimmt sich der Aufsatz «Weideeinzäunungen aus Ruhrsandsteinpfählen» von *Hans-Dirk Joosten* an. Hag und Gatter sind ohnehin Stiefkinder der volkskundlichen Forschung. Hier wird versucht, den Quellen, den Herstellungsbetrieben, der Herstellungstechnik, dem Arbeitshergang, der Herstellungsdauer, der Form, dem Wert und der Verbreitung der ausgefallenen Zaunsäulen nachzugehen, die der Rezensent in ähnlicher Form auch im Ostalpenraum, besonders in Südtirol und im Deferegental (Osttirol) trotz der dort vorherrschenden Holzbaukultur, angetroffen hat. – In Bayern ebenfalls ein Desiderat ist das erfreuliche hauskundliche Thema «Zur staatlichen Baugesetzgebung im Fürstentum Münster (1750–1850) und deren Umsetzung» von *Ulrike Klein*: Der Einfluss der Baugesetzgebung auf Anordnung, Form, Grösse und Dacheindeckung von Häusern ist lange Zeit verkannt worden. Mein Doktorvater, Torsten Gebhard, hat sich in Bayern erstmals mit diesem Thema beschäftigt. Die restriktiven Baubestimmungen waren letztlich ausschlaggebend für das Verschwinden der Vollwalm- und der Strohdächer, weniger die Einsicht der Bewohner (Brandgefahr!) und die Entwicklung neuer Baustoffe. – Mit einem zweiten hauskundlichen Thema über «<Blechpest> und <schöne alte Bauernfachwerkhäuser>. Bleche zur Wand- und Dachverkleidung aus dem Siegerland» wartet *Karl Jürgen Roth* auf. Während Blechverkleidungen in Oberbayern lediglich als Spar- und Verlegenheitslösungen zur schmucklosen Dacheindeckung an Arme-Leute-Häusern oder als Inbegriff des «Verhaus» zur meist rot gestrichenen Wandverkleidung an Schrebergartenhäuschen bekannt sind, belehrt uns die dortige Praxis trotz massiven Widerstands von Heimatschutzvereinen gegen die «Blechpest» eines anderen, nämlich dass diese Blechverkleidungen auch ästhetisch und künstlerisch gestaltet sein konnten und heute sogar unter Denkmalschutz stehen. – «Zur EDV-Bestandserschlies-

sung musealer Sammlungen. Ein Projektbericht» schliesslich äussert sich *Regina Fritsch*, worin sie den unaufhaltsamen Weg der Inventarisierung von der guten alten Karteikarte zum Bit aufzeigt, für einen alten Museumsmann eine ebenso notwendige wie wehmütige Entwicklung in einem modernen Museumsbetrieb. Darin behandelt wird auch die sehr wichtige Beschäftigung mit den Prinzipien und der Weiterentwicklung der Gerätesystematik im Zusammenhang mit der Erforschung von bäuerlicher Arbeit und landwirtschaftlichem Gerät, mit der sich der Rezensent sein Leben lang herumschlagen musste, wobei ihm sein väterlich verbundener Freund Wolfgang Jacobeit den Weg gewiesen hat. Schmerzlich, dass die Autorin die umfangreiche Systematik des Fragebogens zur Bodenbearbeitung und Ernte in Oberbayern<sup>1</sup>, der im Verlauf eines vierjährigen, von der Stiftung Volkswagenwerk finanzierten Forschungsvorhabens entstanden ist, unverzeihlich, dass sie die bahnbrechenden Arbeiten von Edit Fél/Tamás Hofer<sup>2</sup> und von Paul Scheuermeier<sup>3</sup> offensichtlich nicht kennt, und wenn, nicht erwähnt!

Aus der Vielzahl der kleineren Beiträge und Kurzberichte seien wenigstens genannt die Abhandlungen über das unverwüstliche Kettenkarussell (mit dem sich in Bayern Florian Dering beschäftigt hat), über alte Handwerksberufe (Intarsienschneider, Töpfer), über aussterbende Kriegervereine, über historische Landbaumethoden und wiederbelebten Obstbau und über ein neues Besucherinformationssystem im Freilichtmuseum.

In allem: Das vorliegende Periodikum, das in Umfang, Auswahl und Inhalt von Freilichtmuseen üblicherweise herausgegebene Schriften bei weitem sprengt, ist für jede volkscundliche Bibliothek unentbehrlich!

*Helmut Sperber*

<sup>1</sup> Helmut Sperber: Fragebogen zur Bodenbearbeitung und Ernte in Oberbayern bis etwa 1930. In: Jürgen Heinrich Mestemacher: Altes bäuerliches Arbeitsgerät in Oberbayern. Materialien und Erträge eines Forschungsvorhabens. Mit Zeichn. v. Manfred Böhm. München 1985, 139–146.

<sup>2</sup> Edit Fél/Tamás Hofer: Geräte der Átányer Bauern. Kopenhagen 1974; Edit Fél/Tamás Hofer: Bäuerliche Denkweise in Wirtschaft und Haushalt. Eine ethnographische Untersuchung über das ungarische Dorf Átány. Göttingen 1972.

<sup>3</sup> Paul Scheuermeier: Bauernwerk in Italien, der italienischen und rätoromanischen Schweiz. Bd. I: Eine sprach- und sachkundliche Darstellung landwirtschaftlicher Arbeiten und Geräte. Erlenbach/Zürich 1943, Bd. II: Eine sprach- und sachkundliche Darstellung häuslichen Lebens und ländlicher Geräte. Bern 1956. (Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz, hg. von K. Jaberg u. J. Jud).

CARIN GENTNER: Pumpnickel. Das schwarze Brot der Westfalen. Detmold: Westfälisches Freilichtmuseum 1991. 199 S., Abb. (Schriften des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold, Landesmuseum für Volkskunde, 7).

Ähnlich wie zwei Jahre früher das Niedersächsische Freilichtmuseum in Cloppenburg im Zusammenhang mit einer Ausstellung zum alltäglichen Brot (s. SAVk 86/1990:128) befasst sich nun auch das Westfälische Freilichtmuseum mit dem Pumpnickel, und zwar in einer umfassenden und ausschliesslich dieser Schwarzbrotssorte gewidmeten wissenschaftlichen Monographie. Die Darstellung verarbeitet die für ein so beschränktes Spezialgebiet erstaunliche Anzahl von rund 330 in einer «Bibliographie zum Pumpnickel» im Anhang angeführten Titeln, worunter sich viele Zeitschriftenaufsätze und Zeitungsartikel ebenso befinden wie die erste medizinische Abhandlung aus dem Jahre 1695. Das Buch ist reich bebildert: vor allem Backhäuser, Fabrikationsprozesse (sehr aufschlussreiche historische Fotografien), Geräte und Werbung. Starke Berücksichtigung finden neben der Geschichte auch Sitten und Bräuche, oft mit Verweisen auf mundartliche Ausdrücke. Zudem enthält die Abhandlung sehr viele ausführlich zitierte (und bei fremdsprachigen Stellen immer übersetzte), auch aus Reiseberichten stammende Quellentexte.

Nach einer Einführung und Hinweisen auf viele volkstümliche Deutungsversuche des als merkwürdig empfundenen Namens wird auf die Zubereitung (bis zu 60 Pfund schwere Roggenschrotlaibe, an die 24 Stunden Backzeit im eigenen Dampf bei etwa 100°C) und die Bedeutung für die Alltagskost eingegangen (selbst Suppen und Torten wurden mit Pumpnickel zubereitet). Weitere Kapitel befassen sich mit der Geschichte (älteste datierbare Erwähnung bereits um 1450 durch Piccolomini, den späteren Papst Pius II.) und der Namensklärung (warum erneut an dieser Stelle?): Verschiede-

ne Formen des Wortes Pumpnickel waren als vieldeutiges Schimpfwort bereits im Gebrauch, bevor das ebenfalls schon vorhandene Schwarzbrot wohl in den ersten Jahren des Dreissigjährigen Krieges damit benannt wurde; diese Schimpfnamensgebung steht wohl im Zusammenhang mit schlechtem Soldaten- und Notbrot in der Kriegszeit.

Es folgen Abschnitte über die Beurteilung durch Naturwissenschaftler, den Widerstreit der Meinungen über den Pumpnickel sowie über seinen «Einzug in die Literatur». Daraufhin geht es mit einem grossen Sprung in die frühe Brotgeschichte (warum hier?). Eine ausführliche Schwarzbrotgeographie (Hauptverbreitungsgebiet war die Landwirtschaft Westfalen: der Südwesten des modernen Niedersachsens und der Norden des heutigen Westfalen), ein Abschnitt über Brot in Notzeiten und Hinweise auf den «ausgewanderten Pumpnickel», der an verschiedenen europäischen Höfen zur Delikatesse wurde, schliessen sich an. Endlich führt ein letztes Kapitel über die Grossbäckerei wieder zur Zubereitung zurück. Heute werden die grossen, traditionellen Brote nicht mehr gebacken; die moderne Lebensmittelindustrie liefert – häufig nach Originalrezepten hergestellten – fein geschnittenen Pumpnickel, der allerdings seinen Wert als Grundnahrungsmittel eingebüsst hat.

Martin R. Schärer

TRUDE EHLERT (Hg.): Haushalt und Familie in Mittelalter und früher Neuzeit. Vorträge eines interdisziplinären Symposions vom 6.–9. Juni 1990 an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn. Mit einem Register von Ralf Nelles. Sigmaringen: Thorbecke 1991. 302 S., Abb., Reg.

Im Zentrum der achtzehn Untersuchungen dieses Bandes soll, wie die Herausgeberin, die Bonner Germanistin *Trude Ehlert*, einleitend festhält, das Problem der Haushaltsführung stehen, zum einen unter dem Aspekt der materiellen Vorsorge und Versorgung, andererseits im Blick auf die Strukturierung der Familie und die Arbeitsteilung bei der Führung des Hauses.

Die folgenden Kommentare zu den einzelnen Beiträgen können aufgrund der Platzknappheit nur fragmentarisch und verkürzend ausfallen. Autor des ersten Aufsatzes ist *Harry Kühnel*, ein Altmeister der Realienforschung des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Anhand von Rechnungsbüchern, einer von der Forschung bereits eifrig benutzten Quellengattung, fächert er das Spektrum der Ausgabenbereiche in einem spätmittelalterlichen Nürnberger Patrizierhaushalt auf: Instandhaltung und Ausstattung von Gebäuden und Gärten, Wasserversorgung, Unratbeseitigung, Heizung, Beleuchtung, Ernährung, Bekleidung, Repräsentation, fromme Gaben und andere Geschenke. Mit schärfer begrenzter Fragestellung wird die materielle Kultur des Hauses auch von *Uta Löwenstein* untersucht, die 23 Nachlass- bzw. Vormundschaftsinventare des 16. Jahrhunderts aus der bäuerlichen Mittelschicht im Hessischen analysiert. Sie ordnet die verzeichneten Einrichtungsgegenstände und Gerätschaften tabellarisch an und entwirft aus diesen Daten – die den Leser und die Leserin zu weiteren, eigenen Überlegungen einladen – das Bild von spärlich möblierten Wohnungen mit wenig spezialisierter Raumnutzung.

Mehrere Beiträge kreisen um die Ernährung. *Irmgard Bitsch* stellt anhand ausgewählter Beispiele heraus, dass Ernährungsempfehlungen und Rezepte, wie sie sich in der mittelalterlichen Literatur finden, auch vom Kenntnisstand der heutigen Ernährungsphysiologie und Medizin aus betrachtet sinnvoll sind – strenger zu fragen wäre jedoch, ob solche Einzelfälle mehr als nur zufällige Geltung beanspruchen können. Mit *Peter Heines* Ausführungen über die Nahrungszubereitung in städtischen Privat- und Grossküchen im islamischen Mittelalter wird sogar der arabische Kulturraum gestreift. *Barbara Krug-Richter* führt zurück ins vertrautere Westfalen: Sie schildert, welche Lebensmittel und in welchen Quantitäten in einem «Grosshaushalt», einem Armen- und Altenhospital in Münster, zwischen 1558 und 1635 verbraucht wurden, woraus sich rückschliessen lässt auf die vom Rhythmus der Fasten- und Festzeiten bestimmten Nahrungsgewohnheiten der Spitalinsassen. Besonders gelungen scheint mir ein Abschnitt über den im Speisezettel fassbaren Bedeutungsschwund der Marienfe-ste gegen Ende der Untersuchungsperiode (S. 88ff.) – hier ein Moment, wo aus der Detailforschung heraus der Bogen geschlagen wird zu umfassenden geschichtlichen Entwicklungen und Mentalitätswandel. In diesem Zusammenhang ist auch der Artikel von *Jörg Jarnut* zu erwähnen, der für das Früh-, Hoch- und Spätmittelalter epochenspezifische Formen von Konsumvorschriften in bezug auf Kleidung und Essen herausarbeitet und darauf aufmerksam macht, dass eben nicht nur die expliziten

Luxusverbote des Spätmittelalters, sondern beispielsweise auch die asketischen Normen des Mönchtums regulierend wirkten.

*Reinhard Sprenger* lenkt den – allzu harmonisierenden? – Blick auf soziale und rechtliche Aspekte der mittelalterlichen bäuerlichen *familia* und zeigt gegenseitige Pflichten und Rechte auf, die in dem sowohl herrschaftlich als auch genossenschaftlich strukturierten Personenverband galten. Mit dem gängigen Schlagwort des «Ganzen Hauses» setzt sich kritisch *Irmintraut Richarz* auseinander, wobei sie ihren früheren Befund bekräftigt, der ökonomisch autarke Haushalt habe empirisch kaum in Reinform existiert (S. 279). Den Begriff erklärt sie als Produkt rückwärtsgerandter, idealisierender Vorstellungen seines Schöpfers W. H. Riehl (1855).

Den Beiträgen von *Trude Ehlert*, *Michael Dallapiazza*, *Manfred Lemmer* und *Margarete Zimmermann* ist gemeinsam, dass sie einen Typus haushaltsdidaktischer Schriften betrachten, der, auf antiken Mustern aufbauend, seit rund 1400 auch volkssprachlich verbreitet wurde und sich im 16./17. Jahrhundert zur sogenannten «Hausväterliteratur» weiterentwickelte. Dabei befasst sich Ehlert mit früheren, Lemmer mit späteren *Oeconomica*, während Dallapiazza die Besonderheit der Ehe- und Haushaltlehre in Wittenwilers «Ring» herauschält. Auch Zimmermann wendet sich in Christine de Pizans «*Livre des Trois Vertus*» einem Spezialfall zu. Neben der Charakterisierung des Genres und einer kurzen Übersicht der abgehandelten Problembereiche gilt das besondere Augenmerk jeweils den Geschlechterrollen. Als Fazit lässt sich festhalten, dass die typischen Gattungsvertreter den Handlungsspielraum der Frau deutlich einschränken und ihre Unterordnung unter die Herrschaft des Mannes betonen, während die beiden «hoch»literarischen Zeugnisse Distanz suchen zu patriarchalischen Denkmustern und ein ansatzweise partnerschaftliches Modell entwerfen.

Schriftquellen präsentiert auch *Gundolf Keil*: Mit breiter Sachkenntnis lässt er die volkssprachlichen medizinischen Anweisungen für Laienärzte, Hausväter und -mütter Revue passieren, wie sie in eigenen Büchlein der frühen Neuzeit kompiliert wurden oder als Bestandteil der Hausväterliteratur zirkulierten. Gerade hier ist zu bedauern, dass der Versuch unterblieb, eine entsprechende heilkundliche Praxis im familiären Rahmen zu rekonstruieren.

Mit den Besonderheiten von Bildquellen befasst sich *Hans-Joachim Raupp*. Er demonstriert in einem sorgfältigen, methodischen Beitrag, welche Vorüberlegungen anzustellen sind, wenn man Bildzeugnisse zur Veranschaulichung mittelalterlicher Lebensweisen verwenden will, da sie eben nicht unmittelbar historische Wirklichkeit darstellen, sondern in einen eigenen «Diskurs der Bilder» verwoben sind (S. 260).

Einige Untersuchungen gehen recht sorglos über das vorgegebene Thema hinweg. So ist *Jochen Hoocks* Beschäftigung mit kaufmännischen Rechenbüchlein gewiss interessant, trägt jedoch zur Kenntnis von Haushalt und Familie kaum bei. Ähnliches gilt von *Eva Barlösius'* Studie, die Unterschieden zwischen männlichem und weiblichem Kochen (Funktion, Tätigkeitsfeld, Professionalität, Prestige) gilt. Von *Helmut Gebeleins* Beitrag mit dem vielversprechenden Titel: «Das Element Feuer in Haushalt und Familie» erwartete ich, dass er mich direkt an den häuslichen Herd, ins Zentrum des Hauses (und des Untersuchungsfeldes) führe – statt dessen setzt der Autor an zu einem allgemeinen Bildungsrundgang durch die Kultur- und Technikgeschichte.

Trotz mancher Qualitäten krankt das besprochene Buch – wie so viele Tagungsbände – insgesamt daran, dass die Beiträge zu wenig Bezug zueinander haben und nehmen. Abhilfe hätte vielleicht eine strengere und engere Fragestellung gebracht, in dem Sinne, dass sich die präsentierten Ergebnisse vergleichen, wechselseitig überprüfen und zu grösseren Einsichten ergänzen liessen. Noch ein zweiter allgemeiner Punkt: Die meisten Autoren kommen aus den historischen und literaturwissenschaftlichen Disziplinen, während die Volkskunde nur kanpp, die Mittelalterarchäologie überhaupt nicht vertreten ist. So beruhen die Untersuchungen überwiegend auf der Arbeit mit schriftlichen Quellen, was in Ermangelung anderer Zugänge oft unumgänglich ist. Fragwürdig wird es angesichts des eingangs formulierten Ziels dort, wo die Forscher ihre Augen auf das Papier gesenkt halten, statt einmal einen Ausblick in die historische Wirklichkeit zu versuchen. *Katharina Biegger Schwarz*

KATHARINA STEFFEN: Übergangsrituale einer auto-mobilen Gesellschaft. Eine kulturanthropologische Skizze. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 1990. 349 S., 21 Abb. (edition suhrkamp. Neue Folge, 609)

Katharina Steffens Studie zusammenfassen zu wollen, fällt nicht leicht. Nach der Einleitung gliedert sich das Buch in vier Teile, jeder geprägt durch ein wörtlich transkribiertes Protokoll einer Taxifahrt, umgeben von Kommentaren, Interpretationsversuchen, Ausschnitten aus Lebensgeschichten, assoziativen Abbildungen und theoretischen Überlegungen. Grundsätzlich geht es um die Analyse der Taxifahrt als einem Übergangsritual, um Brüche und Kontinuitäten in Lebensgeschichten von Taxifahrerinnen, um das Taxi als «significant object» (S. 289), als «Instrument der Befreiung und der Freiheit», als «Existenzgrundlage, Arbeits-, Wohn- und Schutzraum» (S. 287), sowie um die These, Geschlechterrollen seien oszillierend und nicht omnipräsent.

Katharina Steffen verarbeitet hier im wesentlichen nochmals das Datenmaterial ihrer Dissertation («Über die äusseren und inneren Territorien des eigenen und des anderen Geschlechts in einer auto-mobilen Gesellschaft. Perspektiven von Taxifahrerinnen und ihrer Kundschaft – ein kulturanthropologischer Versuch reflexiver Forschung.» Frankfurt am Main 1985). In den Jahren 1981 bis 1983 hat sie insgesamt 52 weibliche und männliche Personen aus dem Taxigewerbe befragt und mit ihnen sogenannte «Experteninterviews» und lebens- und sozialgeschichtliche Einzel- und Gruppengespräche geführt. Die wichtigsten Angaben stammen aus intensiven lebensgeschichtlichen Gesprächen mit Taxifahrerinnen in Zürich und Frankfurt. Als «Anlehrling» getarnt hat Katharina Steffen selbst an nächtlichen Taxifahrten mit verstecktem Tonband partizipiert (vgl. S. 329ff.).

Diese Art der teilnehmenden Beobachtung ist nicht unproblematisch, zumal die Autorin in ihren Anmerkungen lediglich die Veränderung der Gesprächssituation durch ihre Anwesenheit thematisiert, sich aber nicht auf die forschungsethischen Fragen einlässt, die eine Datenerhebung ohne Wissen der Betroffenen (hier der Fahrgäste) aufwirft. Die nächtliche Taxifahrt wird nach dem Schema der *rites de passage* von Arnold van Gennep (1909) aufgeschlüsselt als «alltagsweltliches, profanes, territoriales Übergangsritual» (S. 326). Als *rites de séparation* (Phase A) versteht sie das Zusteigen des Fahrgastes an einem bestimmten Ausgangspunkt, die gemeinsame Definition des Fahrziels (*business at hand*) und die Abfahrt. Die Fahrt selbst, der Weg zwischen A und C, wird zur *période de marge* (Phase B). Bei der Ankunft am Ziel erfolgen die *rites d'agrégation* (Phase C): die Bezahlung der Taxifahrt (*business at hand*), die Verabschiedung und Entlassung des Fahrgastes in die Nacht hinaus.

Während in den Phasen A und C die Kommunikation weitgehend durch das *business at hand* determiniert ist, lassen sich in der Phase B verschiedene Interaktionsmuster (*rites de marge*) erkennen. Als Klassifikationsmerkmal dient K. Steffen die Reziprozität der Beziehungsstruktur. Sie unterscheidet *gegenseitige Instrumentalisierungen*, d.h. Gespräche über «die Auftragserteilung und die Art und Weise, wie der territoriale Übergang technisch instrumentell durchgeführt wird respektive werden soll» (S. 198), *Soziabilität unter Fremden*, wobei die nächtliche Atmosphäre und die Verknüpfung von Nähe und Anonymität im Taxi dem Kunden die Zunge lösen: «Die kommen rein und erzählen gleich ihre ganze Lebensgeschichte» (Halima, S. 200), und *Rückzug in andere Sphären*. Hier wird die diensthabende Fahrerin als Nicht-Person missachtet, der Fahrgast verhält sich wie zu Hause auf dem Sofa: er liest Zeitung, kämmt sich, Paare küssen sich ungeniert usf.

Noch einige Bemerkungen zu den Geschlechterrollen. K. Steffen versucht nachzuweisen, dass der Geschlechtsspezifität bei der Generierung von Kultur keine primäre Bedeutung zukommt. Stützend für ihre These ist die Tatsache, dass die «Kutscherinnen» (so werden die Taxifahrerinnen in Frankfurt genannt) mit ihrer Tätigkeit eine Männerbastion erobert haben und von ihrem Selbstverständnis her das nächtliche Taxifahren nicht als etwas Besonderes verstehen wollen. Dass dem aber nicht so ist, wird an verschiedenen Punkten deutlich. Einmal sind es die Fahrgäste, die mit ihrer stereotypen Frage nach der Angst (als Frau nachts Taxi fahren) ihrer Überraschung Ausdruck verleihen, hinter dem Steuer eine Frau anzutreffen (vgl. S. 124 und S. 86). Aber auch Verhaltensweisen der Fahrerinnen selbst, ihre rigorose Tabuisierung der Sexualität im Dienst (während Männer offen von sexuellen Abenteuern berichten), sprechen eine andere Sprache (S. 192/3). Weitere Indizien liefert Teil III über Krisenerfahrungen, Überfälle und die Konfrontation mit dem Tod. Wo Männer sich als Raubopfer wiederfinden, müssen Frauen zusätzlich mit sexuellen Übergriffen und Vergewaltigung rechnen. Wohl typisch für unsere Ignoranz im Umgang mit den realen Verkehrsverhältnissen ist hier, dass

Unfälle weniger Angst auslösen, obwohl sie statistisch gesehen viel häufiger sein müssen als Überfälle.

Katharina Steffen präsentiert ihrer Leserschaft kein einfaches, angenehm zu lesendes Buch. Es braucht einige Anstrengung – auch von der fachlich vorbelasteten Leserin – mit ihr auf diesem «verästelten Weg den Spuren der Taxifahrerinnen durch die nächtliche Stadt» (S. 323) zu folgen. Eine Schlussbemerkung: Der Klappentext des Suhrkamp-Bandes ist ärgerlich. Wer sich Antworten auf die dort gestellten Fragen erhofft, sieht sich schlicht geprellt.

*Katrin Buchmann Hubeli*

Ueli Gyr: Lektion fürs Leben. Welschlandaufenthalte als traditionelle Bildungs-, Erziehungs- und Übergangsmuster. Zürich: Chronos Verlag 1989, 564 S.

Wenn Europas Völker einander näher rücken, Grenzen fallen und Interkulturalität nationales Denken ablösen soll, dann bedarf es kultureller Techniken und Verhaltensweisen, Traditionen und Institutionen, die das friedliche Mit- und Nebeneinander der Völker und Kulturen ermöglichen und regeln. In dieser Situation liegt es nahe, nach Vorbildern und Modellen eines erfolgreichen institutionalisierten Kontakts und Austausches zwischen Menschen verschiedener Kulturen zu suchen. Der vorliegende Band stellt den gelungenen Versuch dar, eine solche seit Jahrhunderten bestehende Institution in ihrer Genese, ihrer Entwicklung und ihrer modernen Form darzustellen: die «Welschlandgängerei» in der Schweiz, also die Aufenthalte von jährlich Tausenden jugendlicher Deutschschweizer(innen) in der französischen Schweiz. Unter Heranziehung eines stupenden Quellenmaterials aus sechs Jahrhunderten vermag der Verf. mit beeindruckender Umfassendheit und historischer Tiefe und dennoch mit grosser Aufmerksamkeit für die Details ein faktenreiches und überaus anschauliches Bild einer Institution nachzuzeichnen, die bereits im Spätmittelalter – als Austausch junger Adliger und Patrizier für Hofdienst und Kaufmannslehre – ihren Anfang nahm, die im 16. bis 18. Jh. ins Bürgertum absank und besonders auch Studenten einschloss, um dann seit dem 19. Jh. einen Popularisierungsprozess durchzumachen, in den schliesslich alle Sozialschichten einbezogen wurden. Umfangreiche Kapitel sind der Entwicklung von Pensionaten und einer «Erziehungslandschaft» in der Westschweiz und der z. T. sehr kritischen Diskussion der Welschlandgängerei im 19. Jh. (Kap. 5), dem Aufbau eines Netzes (kirchlicher) Vermittlungsstellen und der damit einhergehenden beträchtlichen Ausweitung auch auf die untersten Sozialschichten (Kap. 6) sowie schliesslich der Entwicklung im 20. Jh., in der fast die gesamte Jugend erfasst wurde und es zur Herausbildung eines «neuen Welschlandjahres» kam (Kap. 7), gewidmet.

Wenngleich diese Kapitel historisch angelegt sind und die Entwicklung narrativ ausbreiten, spricht der Verf. doch in fast jedem Kapitel grundsätzliche Fragen an: etwa die Frage der gegenseitigen (stereotypen) Wahrnehmung von «Deutschen und Welschen» und der nationalen Abgrenzung zwischen ihnen oder die Frage der (wechselnden) Bewertung der Welschlandaufenthalte, wobei er, wie dem Rez. scheint, wesentliche Aspekte der Schweizer Geistes- und Kulturgeschichte wie auch des Selbstverständnisses des multikulturellen Staates berührt. Im Vordergrund steht aber immer wieder die Frage der Funktion, wobei deutlich wird, dass Welschlandaufenthalte durch die Jahrhunderte vielfältige – und wechselnde – Aufgaben hatten: Sie dienten dem Spracherwerb, der Erfahrung von Fremde, der Charakterbildung und Erziehung, der Berufsausbildung, der Überbrückung von Lebensphasen, der Arbeitsbeschaffung, der nationalen Verständigung u. a. m., doch scheint, wie der Verf. überzeugend darlegt, die Bildungs- und Erziehungsfunktion wie auch die Aufgabe als habitualisierter *rite de passage* im Vordergrund zu stehen. Dies zumindest legt der abschliessende «Versuch einer Synthese» (Kap. 8) nahe, der die volkskundliche Problematik des Kulturmusters «Welschlandjahr» herausstellt. Für dieses wie auch alle ähnlichen Kulturmuster (Gesellenwanderung, Au-pair-Aufenthalte, Saisonarbeit, Auslandsstudium usw.) als temporäre kulturelle Anpassung mit ständiger Rückkehrorientierung fehlt (in der Soziologie, Kulturanthropologie und Volkskunde) noch eine eigene Theorie, da die Ansätze der Migrations- und Akkulturationsforschung nicht greifen. Ob hier die in vielen europäischen Ländern bekannte Institution der *fosterage*, der Erziehung von Jugendlichen ausserhalb des Elternhauses (oftmals im Tausch zwischen Sprach- oder Kulturgebieten), den Kern dieser Institution bildet, ist gewiss eine bedenkens- und überprüfenswerte Hypothese.

Angesichts der Tatsache, dass der Verf. eine «interkulturelle Ethnographie der Übergänge» anstrebt und den interkulturellen Aspekt in der Erziehung und Sozialisation herausarbeiten möchte,

wird eben diese interkulturelle Dimension des Lernprozesses, die massenhafte Begegnung und Auseinandersetzung mit der fremden Kultur zu wenig sichtbar: Schweigen zu dieser interkulturellen Kommunikation die Quellen? War die Begegnung mit der französischen Kultur den Betroffenen zu selbstverständlich oder war, wofür die Arbeit manche Hinweise liefert, der tatsächliche Kontakt oftmals ziemlich gering? Oder wurde die fremde Kultur weitgehend nur in personalisierter Form (als «Madame», «Monsieur» und «famille») wahrgenommen und verarbeitet? Aufschlussreich wäre hier, ob es im Verhalten in der Fremde und in deren Wahrnehmung Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen gab.

Es spricht für die Grösse und Komplexität des Themas, dass trotz des so umfassenden, profunden und facettenreichen Zugangs der Arbeit solche offenen Fragen bleiben. In jedem Fall ist es dem Verf. gelungen, eine mustergültige Fallstudie zu einer über Jahrhunderte bewährten, wenn auch zweitweilig umstrittenen Institution der interkulturellen Sozialisation vorzulegen. *Klaus Roth*

STEPHAN CIVELLI: «...mehr Bäume, mehr Wiesen und mehr Menschen, die wir kennen...» Der Schulweg als Lernfeld. Schulwegerlebnisse und -erfahrungen von Zürcher Primarschülern. Diss. Universität Zürich, Konstanz: Maus 1992. 209 S.

Mit der Wahl des Themas «Schulweg-Schulwegkultur» beschreibt die am volkskundlichen Seminar in Zürich (Prof. P. Hugger) entstandene Dissertation von Stephan Civelli einen Ausschnitt aus dem Alltag unserer Kinder, einen, wie sich im Laufe der Lektüre immer deutlicher herausstellt, ausserordentlich wichtigen Ausschnitt. Die Tätigkeiten «in die Schule gehen» und «von der Schule nach Hause gehen» – zwei voneinander stark verschiedene Aktivitäten – sind derart selbstverständlich und alltäglich, dass sie von der Forschung weitgehend übergangen wurden. Interessant und untersuchungswürdig wird der Schulweg erst, wenn sich «Spektakuläres» ereignet, das heisst, wenn Kinder zu Opfern von Verkehrsunfällen werden. Der Autor berücksichtigt diesen Aspekt auch, aber er erliegt nicht der Versuchung, einseitig den Blickpunkt der Verkehrssicherheit zu wählen.

Bei dem vorliegenden Mangel an Untersuchungen hat der Autor die einzig richtige Methode gewählt: Er sprach eingehend mit Kindern. Civelli wählte Schüler aus zwei stark unterschiedlichen Quartieren der Stadt Zürich, drei Primarklassen aus Alt-Wiedikon und Friesenberg, zwei 3. Primarklassen mit 9- und 10jährigen Kindern und eine 5. Primarklasse mit 11- und 12jährigen Schülern. Diese Kinder wurden schriftlich und bei einer anschliessenden Schulwegbegehung mündlich zu ihrem aktuellen Schulweg befragt. Die zweite Gruppe, deren Aussagen zur Ergänzung benutzt wurden, bestand aus insgesamt 105 (18–20jährigen) Schülerinnen einer Zürcher Mittelschule. Sie äusserten sich in Aufsätzen über ihre früheren Schulwegerfahrungen. Die Schulwege dieser Gruppe umfassten das ganze Gebiet des Kantons Zürich.

Die Ergebnisse sind äusserst reichhaltig. Die Schülerinnen und Schüler werden oft wörtlich zitiert, wobei die Anmerkungen eine grosse, manchmal fast zu grosse Bedeutung erhalten. Civelli gliedert die Aussagen nach verschiedenen Lernfeldern: räumliche Umwelt (Pflanzen, Tiere, Strassen, Häuser usw.), soziale Umwelt (Gleichaltrige, Jugendliche, Erwachsene, ältere Leute usw.) Spezielle Kapitel widmet der Autor den Bereichen Verkehr, Konsum und Spiel. All dies sind im Blick auf das künftige Leben, zentrale Fragen, die meist weder zu Hause noch im Schulunterricht den ihnen gebührenden Platz einnehmen.

Die differenzierte Schilderung einer grossen Zahl von Schulwegerlebnissen erlaubt auch deren Zuordnung in verschiedene qualitative Bereiche. In vielen Schulwegerlebnissen bauen sich die Kinder, oft zu zweit oder in grösseren Gruppen, eine eigene Kinderwelt auf. Die Kinder haben ihre Geheimnisse, die sie nur ihren besten Freunden preisgeben. Sie halten auch dicht, wenn es darum geht, den Erwachsenen Übertretungen von Normen zu verheimlichen. Eng mit diesem Bereich verknüpft sind die vielen oft mit kleinen Abenteuern und Konfrontationen verbundenen Explorationen, die Kinder auf dem Schulweg unternehmen. Die kindliche Kreativität im Spiel kennt, vielfach unter Ausnützung erbärmlichster Umwelten, kaum Grenzen. Für viele Schulwegerlebnisse ist bezeichnend, dass sie für Kinder in diesem Alter eine grosse Herausforderung oder gar Überforderung darstellen. Erwähnt seien hier die Auseinandersetzungen mit grösseren Kindern, mit älteren Leuten, oder die Konfrontation mit gefährlichen Verkehrssituationen.

Eltern und Lehrer werden vom Autor aufgefordert, den Kindern die eigenen geheimen Welten zu lassen, ja sie im Erkunden neuer Umwelten aktiv zu unterstützen, etwa indem sie ihnen genügend Zeit lassen. Erwachsene müssen aber auch aufmerksam auf die Kinder hören, wenn sie über ihre Schulwegerlebnisse erzählen. Sie sind auf erklärende und weiterführende Informationen angewiesen. Etwa wenn es darum geht, ältere Leute oder Aussenseiter besser zu verstehen. Sind die Hindernisse zu gross, so müssen weitergehende Massnahmen getroffen werden. Am deutlichsten wird dies beim motorisierten Verkehr. Auch er gehört zur Schulwegkultur der Kinder. Er muss nicht völlig von den Schulwegen entfernt werden, aber der Verkehrsfluss muss so gestaltet werden, dass Kinder dem Verkehr «begegnen» können, ohne damit gleich in tödliche Gefahr zu geraten. Nur ein ausgewogener Balanceakt zwischen kindlicher Freiheit und Neugier einerseits, Beratung der Kinder durch erwachsene Betreuer und absichernder Massnahmen in der baulichen Umwelt andererseits ermöglichen es, dass den Kindern das Lern- und Abenteuerfeld Schulweg erhalten bleibt.

Wie diese Ausführungen andeuten, geht die Arbeit Civellis weit über eine volkskundliche Dissertation hinaus. Eigentlich müsste sie in Buchform allen Eltern schulpflichtiger Kinder, Lehrerinnen und Lehrern der Unterstufen, Schulpflegerinnen und Schulpflegern, sowie Verkehrsinstruktoren und Verkehrsplanern zugänglich gemacht werden. Die Arbeit könnte die in der Öffentlichkeit sehr einseitig betriebene Schulwegdiskussion beleben und dazu beitragen, dass den Kindern Schulwege erhalten bleiben, die ihren Namen verdienen, denn diese Untersuchung verdeutlicht die grosse Bedeutung des Schulweges für das Leben und die Entwicklung der Kinder. Noch deutlicher wird dies, wenn wir bedenken, dass viele und vor allem jüngere Kinder im Wohnumfeld nicht mehr unbeaufsichtigt spielen können. Der Weg in den Kindergarten und in die Schule ist für sie die einzige Gelegenheit, in der sie mit ihrer näheren Umwelt und mit anderen Kindern allein sind und nicht von Erwachsenen betreut werden. Was dies für die Entwicklung der kindlichen Selbständigkeit und des Sozialverhaltens bedeutet, gerät erst jetzt allmählich ins Blickfeld der Forschung.

Dank einer klaren Eingrenzung des Themas zeigt die Arbeit Civellis indirekt auch auf, dass es noch weiterer Untersuchungen bedarf, um den Forschungsbereich «Schulweg» nur einigermaßen zu erfassen. Unbearbeitet ist bis heute die «Geschichte des Schulweges», etwa seine Entwicklung seit dem Aufkommen des motorisierten Fahrzeugverkehrs. Weiter fehlt eine Analyse individueller Entwicklungen, welche die allmähliche Ausweitung der Schulwegerlebnisse vom ersten Weg in den Kindergarten bis hin zum letzten Schulweg aufzeigen. Von grossem Interesse wäre in diesem Zusammenhang auch eine bessere Kenntnis der Einstellung von Lehrerinnen, Lehrern, Schulbehörden und Eltern gegenüber den Schulwegerlebnissen der Kinder. Die oft feststellbare Diskrepanz zwischen den Erfahrungen der Kinder und dem Denken der Erwachsenen bildet neben dem Verkehr wohl das grösste Hindernis für eine reiche Schulwegerfahrung. Nicht zuletzt müsste auch die Schule Überlegungen anstellen, wie sie die Schulwegerfahrungen der Kinder im Sinne eines stärker am tatsächlichen Leben orientierten Lehrplanes besser in den Unterricht integrieren könnte, ohne dabei die Geheimnisse der Kinderwelt zu verletzen oder pädagogisierend in den Ablauf des Schulweges einzugreifen.

*Marco Hüttenmoser*

ALFRED MESSERLI: Elemente einer Pragmatik des Kinderliedes und des Kinderreimes. Aufgrund autobiographischer Texte und einer Befragung von Zürcher Schulkindern im Jahr 1985. Aarau: Sauerländer Verlag 1991. 335 S. (Reihe Sprachlandschaft, 9).

Kinderlied und Kinderreim hatten es lange schwer. Erst im 19. Jahrhundert wurde diese sogenannte Kleinform von der Wissenschaft entdeckt. Die Forschung beharrte – wie Alfred Messerli im 1. Kapitel anhand zahlreicher Zeugnisse darlegt – einseitig auf Tradition, Echtheit und Urform der Reime. Alles andere, Neuschöpfungen etwa oder Anstössiges wurde gnadenlos aus den Sammlungen und Untersuchungen verbannt. Diese idealisierende Sichtweise hat Peter Rühmkorf in den sechziger Jahren unseres Jahrhunderts grundsätzlich abgelehnt. Er hat gezeigt, dass Kinderreime aus den unterschiedlichsten Quellen schöpfen (Operntexte, Schlager, Werbeslogans usw.) und keineswegs immer gesittet sind. Wichtig ist nicht die echte, reine Form, sondern der Kontext, die Pragmatik. Diesem Aspekt widmet Alfred Messerli das 2. Kapitel. Ausgehend von autobiographischen Texten, die bis ins 18. Jahrhundert zurückreichen, stellt er fest, dass der Strasse (Kaufrufe von Händlern, Geschäftsschilder, Reklameschriften usw.) als Sozialisationsinstanz entscheidende Bedeutung zu-

kommt. Im Bürgerhaus sind vor allem Dienstboten, Mägde, Köchinnen und Ammen Tradierungsträger. Therapeutische Funktion hat der Kinderreim in der Schule: Er trägt dazu bei, als übermächtig empfundene Situationen sprachlich zu bewältigen und die bedrohliche Autorität der Erwachsenen durch Spott zu untergraben. Durch Spottverse werden auch Beziehungen der Kinder untereinander geregelt, Geschlechterivalitäten ausgetragen, eigene Ängste bewältigt.

Wie vollzieht sich die Aneignung von Sprache und Reim durch das Kind? Auch auf diese Frage hat Alfred Messerli in Autobiographien (vor allem in Karl Philipp Moritz' *Anton Reiser*, 1785 und Jakob Stutz' *Sieben mal sieben Jahre aus meinem Leben*, 1853–55) wertvolle Antworten gefunden. Das Kind erschliesst unverständliche Begriffe (aus Gebeten, Kirchenliedern, Gesprächen der Erwachsenen usw.), indem es sie mit einer Bedeutung aus seinem Erfahrungsbereich ausstattet. Ein «leeres» Zeichen wird in einem wilden Benennungsakt (S. 110) mit einem Sinn gefüllt, den das Kind für seine Zwecke verwenden kann. Rhythmus, Wiederholung und Reim spielen (Kap. IV) bei diesem Prozess eine ausschlaggebende Rolle. Sie erlauben ein lustvolles Spiel mit dem Sprachmaterial, ersparen dem Sprecher (nach Freud) psychischen Aufwand (er muss sich nicht um die ernsthafte Verwendung der Worte bemühen) und entlasten ihn von persönlicher Verantwortung (H. Bausinger). Der Reim ist ausserdem Gedächtnisstütze, lädt Wörter dank der lautlichen und rhythmischen Sturkturiertheit mit zusätzlichem Sinn auf (Jurij Lotman) und wirkt durch Suggestion. Dass die Existenz des Kinderreims durchaus nicht bedroht ist, wie man im 19. Jahrhundert befürchtete, beweist die empirische Untersuchung, die Alfred Messerli 1985 in 30 Zürcher Schulklassen durchgeführt hat. Das Ergebnis: 534 Reime (Verballhornungen, Spottreime, Parodien, Schlagertravestien, Abzählverse, Finger-, Klatsch- und Rollenspiele, unendliche Geschichten usw.), die deutlich zeigen, wie Tradition und Innovation im Kindervers gleichermassen ihren Platz haben. Das bekannte Volkslied «Deet äne am Bärkli» etwa wird auf bezeichnende Weise modernisiert: «Deet äne am Bärkli/deet staat es Auto. Ich haa wele Benzin gèè, da frèèsed s dervo.» Auch andere Aspekte unserer Gesellschaft finden in den Versen ihren Niederschlag: Fussball («Servette, nienemee, versoffe im Kamiletee»), Konsum («EPA = Europäische-Plunder-Ausstellung»), Werbung («Coca Cola mit Aroma, hilft dem Opa und der Oma»)

Kinderverse, das beweist diese Sammlung, sind auf jeden Fall ein Lesevergnügen. Alfred Messerli hat sie zudem in einen wissenschaftlichen Rahmen gestellt, der durch Fundiertheit, neue Ansätze und ausserordentliche Fülle beeindruckt. Literatursoziologische, linguistische und volkskundliche Gesichtspunkte haben eine überzeugende Synthese ergeben, die von der ersten bis zur letzten Seite spannend präsentiert wird.

Pia Todorović-Strähl